

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 150 (1982)
Heft: 15

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

15/1982 150. Jahr 15. April

Evangelium und Politik 245

250 Jahre Redemptoristen

Das Anliegen des Gründers – den Armen die Frohbotschaft zu bringen – als Erbe und Auftrag für unsere Zeit bedenkt

Josef Heinzmann 246

Modellstatut für Pfarreiräte

Aus dem Bistum Sitten berichtet

Alois Grichtung 249

Sozialethische Studien

Vorgestellt und gewürdigt von

Franz Furger 249

Der alte und der neue Ambo

Was könnten wir vom altchristlichen Ambo lernen? Ein Beitrag von

Franz Josef Lüthi 251

Kanzel statt Ambo?

Sollten wir nicht wieder die Kanzel benutzen? Ein weiterführender Beitrag von

Thomas Egloff 253

Enzyklopädische Bibliothek (2)

Eine Buchbesprechung von

Stephan Leimgruber 254

Amtlicher Teil 256

Schweizer Heilige Ragnacharius



Evangelium und Politik

Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern, in dem die Katholikenräte, die katholischen Verbände und freien katholischen Initiativen in Bayern zusammengeschlossen sind, befasste sich an seiner Vollversammlung Ende März mit dem Verhältnis von Politik und Evangelium. Zu diesem Anlass legte das Präsidium des Landesverbandes die im folgenden dokumentierten, von seinem Geschäftsführer, dem Sozialethiker Alois Baumgartner, erarbeiteten Leitsätze vor. *Redaktion*

Die Predigt Jesu zielt nicht unmittelbar auf die Frage der politischen Verantwortung. Ihr Inhalt ist vielmehr die Verkündigung der herannahenden Gottesherrschaft. Sie verheisst die Aufhebung aller menschlichen Verhängnisse; sie verkündet die Befreiung des Menschen aus jeglicher Schuldverflochtenheit. Eben darin erweist sie sich als Frohe Botschaft.

Die Forderungen des Evangeliums sind in ihrer Radikalität und Kompromisslosigkeit nur auf dem Hintergrund der Botschaft vom hereinbrechenden Gottesreich zu begreifen. Sie dürfen nicht als politisches Programm missverstanden werden. Das Gebot der Liebe, «das vollkommene Gesetz der Freiheit» (Jak 2,12), in dem alle Weisungen Jesu zusammenfliessen, lässt sich nicht in politische Ordnungen und Verordnungen einfangen. Liebe ist nicht institutionalisierbar.

Die Forderungen des Evangeliums enthalten keine unmittelbaren und konkreten Anweisungen für politisches Handeln. Sie eignen sich darum nicht als Waffe in der tagespolitischen Auseinandersetzung. So wenig das Wort «Richtet nicht...» als politische Aufforderung, Gerichtsbarkeit und Strafvollzug abzuschaffen, gelten kann, so wenig können auch das Gebot der Feindesliebe und die Seligpreisung der Gewaltlosen als politisch-ethisches Argument für den Verzicht auf Polizei und Militär akzeptiert werden.

Das Evangelium stellt zwar kein politisches Programm vor. Es wäre jedoch eine unzulässige Verkürzung seiner ursprünglichen Wahrheit, wenn man den Anspruch des Evangeliums nur in seinem religiös-innerlichen Sinn, nicht auch in seiner politischen Tragweite erkennen würde.

Die Botschaft von der hereinbrechenden Gottesherrschaft und die in ihr eingeschlossene Erlösungszusage entlarven jeden Versuch, menschliches Heil in seiner umfassenden Bedeutung zur innerweltlichen Möglichkeit und zum politischen Ziel zu erklären, als ideologische Grenzüberschreitung und totalitären Anschlag auf den Menschen.

Zugleich wird damit allem politischen Handeln und jeder politischen Ordnungsgestaltung der ihnen eigene Stellenwert zugewiesen: Rahmenbedingungen für das Gelingen menschlichen Lebens und Zusammenlebens zu schaffen.

«Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen» (Mk 2,27). Das Evangelium richtet an die Politik die

konkrete Anfrage, inwieweit die Ordnungen, die wir uns geben, den Menschen in seinen konkreten Bedürfnissen noch erreichen oder zum blossen Selbstzweck erstarrt sind. Es ist zugleich ständiger Impuls, die Institutionen des Staates, des Rechts, der Wirtschaft, der Familie, des Eigentums auf ihre ursprüngliche Zielsetzung hin, dem Selbstvollzug des Menschen zu dienen, fortzuentwickeln.

Wer eine humane Gesellschaft will, «muss», um ein Wort aus der letzten Silvesterpredigt von Kardinal Ratzinger aufzugreifen, «nicht die Kompromisslosigkeit, sondern den Kompromiss lernen». Konkrete, christlich verantwortete Politik besteht nicht in der Maximierung von Einzelzielen, sondern in der abwägenden Optimierung konkurrierender Ziele, zum Beispiel im Kompromiss zwischen Ökologie und Ökonomie, zwischen Freiheit und Gerechtigkeit, zwischen Gegenwartsaufgabe und Zukunftsplanung.

Christlich verantwortete Politik bedarf des Mutes zum kleineren Übel. Die realen Entscheidungsalternativen in einer durch menschliche Schuld geprägten Welt schliessen nicht selten die schlechthin gute Lösung aus. Niemand wird zum Beispiel militärische Rüstung als Wert für sich bezeichnen. Als Entscheidung für das kleinere Übel kann sie, entgegen allen Versuchen einer vorschnellen und auf das Evangelium sich berufenden Moralisierung der Politik, christlich verantwortet werden.

Weltkirche

250 Jahre Redemptoristen

Die 250 Jahre stehen zwar bescheiden da; lächerlich bescheiden sogar – gemessen zum Beispiel an einer 1450jährigen Geschichte der Benediktiner. Aber, wo Menschen leben, da werden eben Geburtstage und Jubiläen gefeiert. Auch die Ordensgemeinschaften machen da keine Ausnahme. Bei solchen Anlässen wird meist Vergangenes in Erinnerung gerufen bzw. in die Gegenwart hinein geholt. So kann Geschichte lebendig und zu einem neuen Anruf für die Gegenwart werden.

So fing es an...

250 Jahre Redemptoristen. Unscheinbar, fast beschämend armselig fing es an. In Scala, einem abgelegenen Städtchen hoch über der süditalienischen Meeresküste von Amalfi, feierte Msgr. Thomas Falcoia einen Gottesdienst. Vor dem Bischof knieten fünf Männer: der junge Alfons von Liguori mit drei weiteren Priestern und einem Laien. Diese gelobten, miteinander aus dem Geist des Evangeliums ein gemeinsames Leben zu führen, um als missionarische Gruppe den Ärmsten das Evangelium zu verkünden. In ihrem Wappen trugen sie den Wahlspruch: «Bei ihm ist überreiche Erlösung» (Ps 130,8). Das war am 9. November 1732.

Eine Woche später schloss sich ihnen ein weiterer Laie an. Vorerst bewohnten sie

eine elende Mietswohnung. Dann siedelten sie über in das «Haus des Anastasio», wo sie in bitterster Armut lebten. Wenige Wochen später schon fingen sie mit Eifer und Erfolg an, der seelsorglich vernachlässigten Landbevölkerung Volksmissionen zu predigen.

Aber bereits drei Monate nach jenem denkwürdigen 9. November geriet die junge Gemeinschaft in eine tödliche Krise. Wenn auch diesen sechs Männern grundsätzlich das gleiche Ideal vorschwebte, so gingen doch die Ansichten über konkrete Formen ihres gemeinsamen Lebens und über die Methode ihres missionarischen Dienstes weit auseinander. Es kam zum Bruch. Schon im März verliessen drei die junge Gemeinschaft. Alfons blieb allein mit zwei seiner Gefährten.

Die feindseligen Machenschaften einiger Priester zwangen die Missionare, ihre Niederlassung in Scala aufzugeben.

1735 gründete Alfons ein Kloster in Ciorani und 1745 ein anderes in Pagani bei Neapel. (Beide bestehen heute noch.) Die Zahl der Mitglieder wuchs nur langsam. Nach mühsamen Verhandlungen wurde die neue Gemeinschaft am 25. Februar 1749 kirchlich anerkannt. Papst Benedikt XIV. bestätigte ihre mehrmals überarbeitete Ordensregel. Die Kongregation der Redemptoristen erhielt dann den offiziellen Namen: Congregatio Sanctissimi Redemptoris (CSsR).

Beim Tod des Gründers war die Gemeinschaft in zwei Teile gespalten. So waren die Anfänge der Kongregation recht leidvoll und alles andere als ruhmvoll.

250 Jahre Redemptoristen. Heute zählt die Kongregation des hl. Alfons 6600 Mitglieder. Sie ist zurzeit die siebtgrösste klerikale Ordensgemeinschaft der katholischen Kirche. Die jetzt lebenden Redemptoristen stammen aus genau 50 Nationen und sind in 50 Ländern aller Kontinente tätig.

Im Vorfeld der Gründung

Alfons von Liguori wird am 27. September 1696 in Neapel geboren. Er macht eine glänzende Karriere. Mit 16 Jahren ist er bereits Doktor beider Rechte. Der 26jährige Alfons ist sicher einer der berühmtesten Rechtsanwälte im ganzen Königreich, als ihn ein verlorener Millionerprozess aus der vorgezeichneten Bahn wirft. Gegen den Willen seiner Eltern wird Alfons am 21. Dezember 1726 Priester. Als Seminarist tritt er am 1. Oktober 1725 in eine Vereinigung von Weltgeistlichen ein, deren Ziel es war, Volksmissionen zu predigen.

Neapel mit seinen rund 220000 Einwohnern war damals weitaus die grösste Stadt Italiens. Nebst Prunk und Reichtum herrschte dort das schwarze Elend eines Stadtproletariates. Es gab in Neapel über 30000 sogenannte Lazzaroni (Clochards, Pennenbrüder, Bettler, Vagabunden) und Tausende von Galeerensklaven (besonders Neger). In dieser Grossstadt lebte zwar eine Überfülle von Priestern und Ordensleuten. Nebst einem vorbildlichen Klerus wimmelte es in Neapel von Geistlichen, die mehr dem Müssiggang (aller Laster Anfang) als der Seelsorge verschrieben waren. Die religiöse Unwissenheit in gewissen Volkskreisen des Königreiches Neapel war himmelstreichend.

Mit dem Gespür eines Heiligen versucht Alfons auf diese «Nöte der Zeit» eine Antwort zu geben. Schon in diesen Jahren bilden sich bei Alfons ganz scharf jene zwei Merkmale heraus, die später die Redemptoristen kennzeichnen sollten: Verkündigung des Evangeliums – Dienst an den Armen. Noch ist Alfons Seminarist, und schon hilft er bei Volksmissionen mit (zum erstenmal vom 18.–26. November 1724). Nach seiner Diakonatsweihe am 6. April 1726 hält er in einer überfüllten Kirche seine allererste Predigt (bezeichnenderweise über Is 63,19ff). Dann predigt er Volksmissionen in Neapel und der Umgebung. Er gründet sogenannte «Cappelle», das heisst Gebetsgruppen, Zellen katholischer Aktion.

Und was ihn besonders charakterisiert: Er, der Adelige und der älteste Sohn eines berühmten Marineoffiziers, wird Seelsorger der untern Volksschichten: der Armen. Tagelang hält er sich in den verfallenen Hafenvierteln der Stadt auf. Er gibt sich mit den Lazzaroni ab. Er sammelt um sich die

Bettler, die kleinen Handwerker, die heruntergekommenen Soldaten. Er geht ins Krankenhaus zu den «Unheilbaren» und besucht die Gefangenen. Ihm geht es um die konkreten Menschen: ihr Elend sticht ihm mitten ins Herz. Die Liebe zu den Ausgestossenen der Gesellschaft, die Rettung der sozial und religiös Verwahrlosten charakterisiert schon Alfonsens erstes Seelsorgswerk.

Das Anliegen des Gründers

Doch bald sind die Kräfte dieses jungen Priesters verbraucht. Die Ärzte verordnen ihm dringend Abspannung und Erholung. Im Sommer 1730 begibt er sich daher in eine Einsiedelei nach Scala über der Küste von Amalfi. Dort lernt Alfons die einfachen Hirten, die vielen Kleinbauern und Pächter kennen. Die Armut und noch mehr die religiöse Unwissenheit und seelsorgliche Verwahrlosung dieser Landbevölkerung erschüttern ihn.

Von da an lässt ihn der Gedanke nicht mehr los: Ich muss eine Kongregation gründen, um den Armen das Evangelium zu verkünden. «Evangelizare pauperibus! – Den Armen das Evangelium verkünden.» Damit greift Alfons in die Mitte des Evangeliums hinein: er begreift und ergreift den «evangelischen Kern».

Noch 250 Jahre später klingt das alles mit, wenn das geschriebene Grundgesetz der Redemptoristen mit diesen Worten anfängt: «Die Kongregation der Redemptoristen bildet eine missionarische Ordensgemeinschaft. Sie wurde vom heiligen Alfons gegründet. Ihr Ziel ist es, in der Verkündigung des Wortes Gottes an die Armen dem Beispiel unseres Erlösers Jesus Christus zu folgen, der von sich gesagt hat: «Den Armen die Frohbotschaft zu bringen, hat er mich gesandt» (Lk 4,18).»

Verkündigung als Hauptaufgabe der Redemptoristen

Die Gemeinschaft der Redemptoristen betrachtet sich wesentlich als Seelsorgs- und Predigerorden. Im August 1981 hat die Generalleitung ein vielbeachtetes Rundschreiben herausgegeben über «Die Berufung der Redemptoristen in der Kirche: Die missionarische Verkündigung des Gotteswortes». Es wird da an die Grundintention des Stifters und an die alfonsianische Tradition eines Vierteljahrtausends angeknüpft. Zugleich werden die kongregationsinternen Überlegungen der letzten 15 Jahre etwa so zusammengefasst:

Als Redemptoristen haben wir in der Kirche hauptsächlich den Auftrag, ausdrücklich das Wort Gottes zu verkünden, so dass es zur grundlegenden Umkehr führt. Heute, in einer Zeit der religiösen Unsicherheit und Verwirrung, scheint das

ausdrückliche Verkünden der zentralen christlichen Wahrheiten wichtiger denn je zu sein.

Aber in der Verkündigung müssen heute die Akzente anders gesetzt werden als früher. Das verkündete Evangelium muss ein Wort des Heiles sein, das die Menschen von heute in ihrem Herzen trifft; eine befreiende Botschaft der Hoffnung, die den Menschen von heute in ihren Fragen und Zweifeln und Nöten Zuversicht schenkt. Gegenwärtig ist unsere Welt so friedlos und von der Selbstvernichtung bedroht. Wir Redemptoristen müssen unsere Sendung auch darin sehen, Bauleute am Frieden (nicht nur am privaten «Seelen-Frieden») zu sein. Ziel unserer missionarischen Verkündigung sei nicht zuletzt der dem Evangelium entsprechende Kampf gegen Gewalt und Terror, gegen Ungerechtigkeit und Angst.

Bis vor kurzem waren gerade die Volksmissionen eine privilegierte Haupttätigkeit der Redemptoristen, gleichsam ihr Charakteristikum. Unsere Konstitutionen weigern sich jedoch, die eine oder andere Verkündigungsmethode zu verabsolutieren. Sie betonen, kennzeichnend für unser apostolisches Wirken seien an sich weniger bestimmte Formen der Tätigkeit als vielmehr die missionarische Grunddynamik.

Daher ist es nicht verwunderlich, wenn in den 74 Provinzen, Vizeprovinzen und Regionen der Kongregation die Verkündigung des Evangeliums andere Formen annimmt: Volksmissionen, Exerzitien, Volkskatechese, Wallfahrtsseelsorge, Arbeit in Basisgemeinschaften, Meditationskurse, Beicht- und Gesprächsseelsorge, Verkündigung durch die Presse und die Massenmedien...

In vielen Kirchen der Redemptoristen werden «Dauermissionen» mit oft unglaublicher Breiten- und Tiefenwirkung durchgeführt. In Manila (Kirche unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe) finden sich jeden Mittwoch etwa 80000 Gläubige zu den Predigten ein – am ersten Mittwoch des Monats gar 100000. In unserer Kirche von Singapur wird an jedem Samstag ungefähr 20000 Menschen das Evangelium verkündet. Im brasilianischen Wallfahrtsort Aparecida treffen jeden Sonntag rund 5000 Autobusse ein. Die Redemptoristen hören da an den Sonntagen jeweils etwa 10000 Beichten; durch Predigten und Volkskatechese verkünden sie in Aparecida jährlich den 8 Millionen Pilgern die Botschaft Christi. «Den Armen das Evangelium verkünden!»

Die Armen haben den Vorrang

Die Armen scheinen die Lieblinge Christi zu sein. Während seines ganzen Lebens

stand Jesus parteiisch zu den Kleinen, Schwachen und Ausgestossenen. Er setzte sich für ihre Befreiung ein. Weil sich Christus derart mit ihnen solidarisiert, kann im Schlussdokument von Puebla die kühne Behauptung stehen, die Armen seien «das Leidensantlitz Christi».

Evangelizare pauperibus! In diesen zwei Wörtchen ist das grosse Anliegen des hl. Alfons knapp zusammengefasst. Die «Armen» bilden für die Redemptoristen-Gemeinschaft eine immerwährende Herausforderung: sie sind gleichsam ein 250jähriger «Stachel in unserm redemptoristischen Fleisch».

Bei den Redemptoristen ist es zwar beständige Tradition gewesen, dass sie durch ihren pastoralen Dienst mit Vorliebe den Verlassensten und Fernstehenden zu dienen haben; dass sie sich dort einsetzen, wo Not-situationen und seelsorgliche Notstände vorliegen; dass sie ihre Predigten bewusst auf die schlichten einfachen Leute ausrichten. Darum hatten sie seit eh und je den guten und auch schlechten Ruf, volksnahe Prediger zu sein.

Aber der Streit um die Zielgruppe ihrer Verkündigung währt schon so lange, wie die Kongregation besteht. In den 250 Jahren ist es den Redemptoristen nie gelungen, genau zu umschreiben, wer die «Armen» sind, zu denen sie sich vorzüglich gesandt wissen. Vielleicht ist es heilsam, dass sie nicht ein für allemal festlegen konnten, wer die Verlassensten und wo die Notstände sind. Das mag sie zwingen, «missionarisch wach» und immer wieder auf dem Weg zu den Armen zu bleiben. Sie müssen sich so stets aufs neue fragen: «Wo sind hier und heute die Armen?» Umgekehrt aber hat vielleicht gerade diese Unsicherheit und die Angst vor immer Neuem sie manchmal dazu verführt, stur am Althergebrachten festzuhalten.

In den neuen Konstitutionen der Redemptoristen ist das Anliegen ihres Stifters mit aller Deutlichkeit und Schärfe im sozialen Kontext von heute neu umrissen: Wir wenden uns mit Nachdruck jenen Menschenschichten zu, die gesellschaftlich und wirtschaftlich benachteiligt sind... Gerade der Einsatz in Notsituationen, die eigentliche Verkündigung des Evangeliums, die entschiedene Option zugunsten der Kleinen, Armen, Benachteiligten geben unserer Kongregation die wahre Daseinsberechtigung innerhalb der Kirche und bilden gleichsam den Prüfstein der Treue zum empfangenen Auftrag... Unser Auftrag, die Armen zu evangelisieren, zielt auf die Erlösung des ganzen Menschen, auf sein integrales Heil hin. Weil wir Redemptoristen auf seiten der Armen stehen, müssen gerade wir uns einsetzen für die Würde und

Grundrechte des Menschen, für die soziale Gerechtigkeit und die gesamt menschliche Entwicklung. Auch an der Änderung ungerichteter Strukturen müssen wir mitwirken, allerdings mit Mitteln, die dem Evangelium entsprechen und die zugleich wirksam sind. Auf alle Fälle, wir dürfen den Schrei der Armen und Unterdrückten von heute nicht überhören...

Natürlich klafft auch bei uns Redemptoristen eine gähnende Kluft zwischen dem von den Konstitutionen aufgezeigten Ideal und der Wirklichkeit. Aber solche Aussagen unseres Grundgesetzes treiben uns tatsächlich Nägel ins Gewissen und müssen ein Ansporn sein, uns noch entschiedener auf die Seite der Armen zu stellen.

Konkret nimmt der Dienst an den Armen von Provinz zu Provinz andere Formen an. Weltweit gesehen arbeiten viele Redemptoristen an vorderster Front: bei den Armen in der Dritten Welt, bei den Aussätzigen (P. Petrus Donders, der 1982 selig gesprochen wird), bei den Drogenabhängigen und Kranken und Gefangenen, in den Elendsvierteln und Flüchtlingslagern. In einer Wohlstandsgesellschaft kann die Armut andere, ganz typische Züge annehmen: schleichende Angst, Sinnlosigkeit, Lebensschmerz und Flucht. Diesen Lebensnöten begegnen vielerorts Redemptoristen, indem sie bewusst die Ratsuchenden und Problemgruppen bevorzugen.

Die Redemptoristen in der Schweiz

Als am 1. August 1787 der 91jährige Ordensgründer Alfons von Liguori starb, zählte seine Ordensgemeinschaft (die in zwei Teile gespalten war) rund 200 Mitglieder. Sie alle, mit nur zwei Ausnahmen, waren Italiener und lebten in Italien. Der «Bäckerlehrling von Znam», Klemens Hofbauer, und sein Freund Thaddäus Hübl waren als erste Nichtitaliener bei den Redemptoristen eingetreten. Während 35 Jahren versuchte Hofbauer, die Kongregation diesseits der Alpen einzupflanzen. Von Warschau her unternahm er bereits 1795 eine Gründungsreise in die Schweiz. Später finden wir Hofbauer in Wollerau am Zürichsee. 1803 hat er eine neue Niederlassung in Jestetten bei Schaffhausen. Der Seeleneifer des Heiligen und seiner Mitbrüder ist nicht allen genehm. «Exorbitans fanaticorum cohors» – auf deutsch «eine unbeschreiblich fanatische Bande» – bezeichnet sie ein Pfarrer im Bericht an den Bischof. Die Ligorianer werden vertrieben. Sie fliehen nach Babenhausen (1805), dann ins Prämonstratenserkloster St. Luzi zu Chur (1806) und weiter nach Visp (1807). Bereits 1812 verjagt sie Napolen aus Visp. Dann finden wir die Redemptoristen in Balterswil und Farvagny, später in Posat

(1815), in der Valsainte (1818), in Tschupru (1825) und schliesslich in der Unterstadt von Freiburg (1828). In den Wirren des Sonderbundkrieges wurde das Freiburger-Kloster 1847 verwüstet. Die gröhrende Menge rief: «Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit den Ligorianern!» Die Redemptoristen mussten die Schweiz verlassen. Seit 1951 bilden die Schweizer Redemptoristen eine selbständige Provinz. Sie zählt gegenwärtig 113 Mitglieder und hat neun Niederlassungen in der Schweiz und eine eigene Mission in Bolivien (Vikariat Reyes).

Das Generalkapitel der Redemptoristen hat 1979 verlangt, dass jede Provinz in der Wahl ihrer missionarischen Tätigkeiten klare Prioritäten setze, die dem Anliegen des Ordensstifters, dem besonderen Auftrag der Kongregation innerhalb der Kirche und den pastoralen Bedürfnissen der Menschen von hier und heute entsprechen. Der Pastoralplan der deutschsprachigen Schweizer Redemptoristen sieht folgende missionarische Schwerpunkte vor:

a) Die Mission bei den Ärmsten in Bolivien wird als vorrangig bezeichnet.

b) Die ausdrückliche Verkündigung des Gotteswortes (Volksmissionen, Exerzitien, gewisse Formen von Wallfahrtsseelsorge).

c) Beicht- und Gesprächsseelsorge (Hausbesuche, Beichtgespräche, Hilfe für Ratsuchende...).

d) Dienst an gewissen Gruppen von «Armen» (Gefangene, psychisch Kranke, Betagte, Geschiedene, Drogenabhängige, Behinderte...)

Dabei soll unsere missionarische Tätigkeit immer im Spannungsfeld «Dienst am konkreten Menschen» – «Dienst am Aufbau der lebendigen und missionarischen Gemeinde» liegen.

Erbe, das verpflichtet

Bei Jubiläen wird Vergangenes oft verklärt gesehen bzw. über Gebühr gelobt. Oder es wird allzu leicht die Nostalgie nach der «guten alten Zeit» (die übrigens gar nicht immer so gut war) gezüchtet. 250 Jahre Redemptoristen. Der Ordensgeneral P. Josef Pfab lädt die Redemptoristen der ganzen Welt ein, dieses Jubeljahr nicht «triumphalistisch» zu feiern. Es solle vielmehr ein Jahr der Rückbesinnung auf das Anliegen des Stifters, der Überprüfung eigener Treue und der spirituellen und missionarischen Erneuerung sein.

Die Generalleitung meint, das Überprüfen unserer Treue im missionarischen Dienst müsse in grundsätzliche Überlegungen einmünden:

1. Da die Verkündigung zuerst gelebtes Zeugnis ist und Mitteilung von dem, was wir selbst «gesehen und gehört haben»

(1 Joh 1,3), müssen wir selbst evangelisch denkende Menschen sein und in beständiger Bekehrung leben. «Grundsätzlich gesehen kommt es bei uns Ordenschristen nicht so sehr darauf an, was wir tun, sondern was wir sind: einer der wichtigsten, sozusagen der erste missionarische Dienst an der Kirche ist das Zeugnis eines Lebens nach dem Evangelium in der Welt von heute» (P. Pfab, Generaloberer).

2. Zudem brauchen wir Redemptoristen das missionarische Gespür für die «Armen» und die pastoralen Notlagen; das geübte «Auge des Glaubens», mit dem wir in der jeweiligen Situation die wahrhaft «Armen» entdecken. Uns tut die pastorale Liebe not, durch die uns der hl. Geist zu den Verlassensten hindrängt, um ihnen die befreiende Botschaft Christi zu bringen.

3. Sodann müssen wir versuchen, als brüderliche Menschen immer mehr den andern nahe zu sein. Das Entscheidendste ist nicht, was wir für die «Armen» tun, sondern was wir unter ihnen sind. Die ursprüngliche Idee des hl. Alfons strebte ein Zweifaches an: unsere Klöster sollten in der Nähe jener Menschen liegen, denen wir das Evangelium verkünden; und – bei Exerzitien sollten Priester und Laien einfach hin in unsern Gemeinschaften mitleben dürfen, und so unter Anleitung eines Paters geistliche Erneuerung finden. Sind solche Vorstellungen nicht hochaktuell? Das Wort Gottes muss inkarniert sein. Werden «Armen» helfen will, muss hinhören auf ihre Hoffnungen und Fragen, ihre Sorgen und Zweifel. Nicht nur «wirken auf», sondern «sein mit»!

4. Und noch ein letztes. Unser Reden über die «Armen» und ihre Befreiung würde unglaubwürdig klingen, wenn wir uns nicht irgendwie mit dem Schicksal der Kleinen und Benachteiligten verbinden: wenn wir uns nicht um einen einfachen Lebensstil bemühen, um eine Lebensweise also, die sich bewusst vom heutigen Wohlstandsdanken abhebt.

Evangelizare pauperibus. Damit griff Alfons in die Mitte des Evangeliums. Dieses Ordensideal ist heute ebenso aktuell und begeisternd wie vor 250 Jahren. Ist es den Redemptoristen gelungen, diese Anliegen ihres Stifters in der Welt von gestern und heute einigermaßen zu verwirklichen? Oder sind das alles nur fromme Wünsche und Zukunftsmusik? Es steht mir nicht zu, da ein Urteil zu fällen. Auf alle Fälle, diese Zielvorstellung der Redemptoristenkongregation ist für jedes ihrer Mitglieder eine beständige Herausforderung. Und ihr 250-jähriges Bestehen und Wirken ist für die Redemptoristen von 1982 ein Erbe, das verpflichtet.

Josef Heinzmann

Kirche Schweiz

Modellstatut für Pfarreiräte

Bischof Heinrich Schwery hat vor kurzem allen Pfarreiräten im Bistum Sitten ein Modellstatut für ihre Arbeit zukommen lassen. Dieses Dokument wurde von einer Arbeitsgruppe des Oberwalliser Seelsorgerates ausgearbeitet. Der von Sekundarlehrer Philipp Studer geleiteten Kommission gehörten ferner Frau Elisabeth Andenmaten und die Herren Yvo Kronig, Vikar Elmar Lager und Christoph Schmid an.

Wie zu vielen Gebieten des kirchlichen Lebens gibt es auch zum Pfarreirat sehr viele Vorschläge und Meinungen. Das nun vorgelegte Dokument kann in den Pfarreiräten in nächster Zeit auf seine Funktionsfähigkeit geprüft und eventuell später nach Berücksichtigung der dabei gemachten Erfahrungen als verbindlich erklärt werden.

Erfahrungen und Erwartungen des Bischofs

Der Bischof hat, wie er einleitend bemerkt, seit seiner Ernennung vor fünf Jahren praktisch alle Pfarreien der Diözese kennengelernt. In den meisten gibt es einen Pfarreirat. Mit ihm haben die Pfarrherren und die diözesanen Verantwortlichen durchwegs positive Erfahrungen gemacht. Es dürfte noch zu wenig bekannt sein, dass die Errichtung eines Pfarreirates nicht in der freien Entscheidung einer Pfarrei liegt. Die Kirche wünscht Pfarreiräte ausdrücklich. Wer die Errichtung von Pfarreiräten verhindert, vergeht sich, wie der Bischof schreibt, nicht nur gegen das «Fühlen mit der Kirche», sondern gegen den Gehorsam. Oft genug sind Egoismus und Selbstgenügsamkeit die Gründe für die Nichterrichtung des Pfarreirates.

Der Pfarreirat ist nach Auffassung des Bischofs «Das Gewissen» der Pfarrei. Er sollte deshalb informiert sein, die Probleme der Armen und der Randchristen kennen, die Weckung des Gemeinschaftssinnes fördern und sich für die Mitglieder der Pfarrei verantwortlich fühlen. Er sollte ferner ein Bindeglied zwischen der Pfarrei und dem Bischof darstellen. Diese Aufgabe wird um so wichtiger, je mehr die Zahl der Pfarreien ohne eigenen Priester zunimmt. Damit wird aber in keiner Weise die Stellung und Sendung der Priester aufgehoben. Die kirchenrechtliche Zuständigkeit des Priesters und seine priesterlichen Aufgaben werden nicht negativ verändert. Ihre Bedeutung dürfte unseres Erachtens förderlich sogar noch mehr geschätzt werden.

Der Bischof wünscht, dass auch in Zukunft der Pfarrer beim Pastoralbesuch einen persönlichen Bericht über die Pfarrei erstellt. Einen solchen Bericht erwartet der Bischof aber auch vom Pfarreirat.

Modellstatut

Das von der vorerwähnten Kommission vorgeschlagene Modellstatut enthält 13 Artikel über Ziele und Aufgaben des Pfarreirates. Der Synodentext IV, 423, umschreibt die Rolle des Pfarreirates mit den Worten: «Der Pfarreirat, welcher das beratende Organ des Pfarrers ist, übt mit ihm zusammen die Leitung der Pfarrei aus, unbeschadet der dem Pfarrer zukommenden besonderen Rolle als Seelsorger.»

Wegen der Vielfalt der Aufgaben in einer lebendigen Pfarrei ist es dem Klerus heute oft schon technisch nicht mehr möglich, alle Aufgaben selber zu lösen. Da hilft der Pfarreirat. Er darf aber nicht nur planen, beraten und organisieren, er sollte sich auch in gemeinsamem Gebet und in der Eucharistie als Gemeinschaft erleben.

Als Haupteinsatzgebiete des Pfarreirates sieht das Statut: Verkündigung des Wortes Gottes und der Lehre der Kirche; Liturgie; Erwachsenenbildung; Jugendarbeit; pfarreiliche Veranstaltungen; Förderung und Pflege der mitmenschlichen Beziehungen; Ökumene; Zusammenarbeit mit den anderen Pfarreiräten für die regionale Seelsorge; Engagement für Seelsorgeprobleme in Gemeinde, Land und Welt; beratende Mitwirkung bei der Schaffung und Neubesetzung von Seelsorgestellen; Medienerziehung.

Durch solche Aufgaben unterscheidet sich der Pfarreirat vom Kirchenrat, dem die Vermögensverwaltung der Pfarrei und die finanziellen Fragen obliegen. Dass im Pfarreirat möglichst alle Richtungen innerhalb der Pfarrei vertreten sein müssen, ist klar. Wer das 16. Altersjahr zurückgelegt hat und mit der Kirche fühlt, sollte Mitglied werden können. Pfarrer, Vikar, Pastoral-Assistenten und andere hauptamtlich tätige Laien sowie Vertreter der örtlichen Orden und der Pfarreivereine gehören von Amtes wegen zum Pfarreirat. Darüber hinaus sind weitere Mitglieder des Rates zu wählen. Ein Wahlmodus ist festzulegen. Es können durch den Pfarreirat auch Mitglieder wegen besonderer Sachkenntnisse berufen werden. Das Modellstatut sieht für die Ratsmitglieder eine Amtsdauer von 4 Jahren vor. In der Regel sollte sich der Pfarreirat mindestens vierteljährlich einmal versammeln. Selbstverständlich enthält das Modellstatut noch weitere Bestimmungen, die hier nicht alle angeführt werden können. Trotz seiner 13 Artikel scheint es uns aber ein glücklicher Vorschlag zu sein.

Vorbereitung der Pfarreiratssitzung

Sehr oft scheitert die Arbeit des Pfarreirates daran, dass die Sitzungen schlecht oder gar nicht vorbereitet wurden. Dies bewog die Kommission Studer, in einem Dokument von 11 Seiten genaue und bis ins einzelne gehende Vorschläge für die Vorbereitung einer Pfarreiratssitzung zu machen. Terminangabe, Ort der Sitzung, Sitzordnung, Traktanden, ein Muster-Einladungsschreiben, genaue Angaben über den Sitzungsablauf, über Abstimmungen, Anträge, Protokollführung, Gespräche und Gesprächsleitung und vieles mehr machen dieses letzte Dokument ebenfalls zu einer sehr wertvollen und praktischen Hilfe für alle Verantwortlichen in unseren Pfarreiräten. Die beschlossenen Massnahmen sollten jeweils strikte verwirklicht und an der nächsten Sitzung nachgeprüft werden. So reduziert sich auch die Arbeit in dieser Sparte des Reiches Gottes zum Teil auf eindeutige organisatorische Vorkehrungen. Der bischöfliche Brief, das Modellstatut und die Vorschläge für die Pfarreiratssitzungen zeigen dies eindringlich. Freilich entscheidet auch hier der «Geist, der lebendig macht», alles. Wer nicht wirklich mit der Kirche fühlt und nicht wirklich im Pfarreirat mitarbeiten will, sollte auch nicht Mitglied des Rates werden.

Alois Grichting

Theologie

Sozialethische Studien

Grundsätzliche Rückfragen...

Neben Oswald von Nell-Breuning (*1890) gehört auch der um ein Jahr jüngere Wiener Johannes Messner zu den prägenden Altvätern katholischer Soziallehre; und wie die Problematik um Arbeit und Sozialpartnerschaft ohne den Frankfurter Jesuiten im katholischen Raum nicht zu verstehen ist, so hat Messners «Naturrecht» Generationen katholischer Juristen, Politiker und Theologen geprägt. Wenn neulich hier auf eine Festschrift zu seinem 90. Geburtstag hingewiesen werden konnte, so ist heute eine Arbeit zum Werk Messners selber anzuzeigen:

Gerhard Höver, *Erfahrung und Vernunft*¹. Diese «Untersuchungen zum Problem sittlich relevanter Einsichten unter besonderer Berücksichtigung der Naturrechtsethik von Johannes Messner» wollen zwei ethische Einsichtquellen, die Erfahrung gesellschaftlicher Realität und

¹ Düsseldorf (Patmos, MSS 10) 1981.

die wesen-reflektierende Vernunft, in ihrer Beziehung klären. Für Messner spielte, wie er in einem Vorwort zu dieser Bonner Dissertation selber hervorhebt, diese Zuordnung insofern existentiell eine Rolle, als er, geschult an einer deduktiven Neuscholastik, sich nach dem Krieg in England aufhielt und dort nach dem Nazi-Grauen sowohl das Bedürfnis nach einer prinzipiellen, also naturrechtlichen Begründung von Ethos spürte wie zugleich sich mit dem dort üblichen empirischen Denkansatz konfrontiert sah.

Die ihn persönlich so tief prägende Familienerfahrung wird ihm so Ausgangspunkt für seine Ethik, die in ihrem Schwerpunkt eine Sozialethik auf natur- (lies menschen-)rechtlicher Grundlage ist und eben so in Vernunft kritisch vermittelte Erfahrung normativ aufarbeitet. Solche naturrechtlichen Aussagen sind, wie Höver nach kritischer Analyse und aus philosophiegeschichtlicher Rückfrage (= I. Hauptteil) feststellt, Urteile, die nicht bloss positivistisch feststellen, sondern von begründeten menschlichen Zielvorstellungen her auch werten, also sogenannte Wertfeststellungsurteile, wie sie in einer die menschliche Personenwürde achtenden Kommunikationsgemeinschaft, sofern diese als sinnvoll sich vollziehende angenommen ist, Gültigkeit haben müssen.

Solche Wertfeststellungsurteile haben, was sich an Messners Arbeiten besonders deutlich aufzeigen lässt, ihr kulturelles Umfeld. Darüber hinaus aber verweisen sie auf einen unbedingten Grundwert, der über Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit in der unveräusserlichen personalen Würde des Menschen ruht. Nur, so bemerkt Höver scharfsinnig, dieses Wert-Apriori der menschlichen Würde erscheint erfahrungsmässig erschlossen gerade aus existentiellen Erfahrungen jener sittlichen Verfasstheit in Freiheit, die es nun begründen soll. Das bedeutet aber, dass hier ein Zirkelschluss vorläge, wenn die Einsicht solcher Würde nicht je schon anderswie vorgegeben (bzw. angenommen) wäre. Höver verweist dazu in seinem letzten Abschnitt richtigerweise auf die spontane Annahme des «common sense», der gesunden menschlichen Vernunft; christlich könnte man wohl noch dazufügen, dass dieser «common sense» seine Kraft aus dem gläubigen Vertrauen des Geschöpfes zieht, das sich darin als Ebenbild Gottes weiss². Höver untersucht so Messner mit dem kritischen Mass heutiger analytischer Ethik-Methoden; dass dieser Dialog gelingt, spricht für beide.

Weniger nach letzten Begründungsstrukturen, wohl aber nach den formalen

Ordnungsprinzipien der katholischen Soziallehre fragte 1979 eine Akademie-Tagung, die sich die Frage vorlegte «Versorgt bis zur Entmündigung?». Unter dem Titel «Subsidiarität und Demokratie» gibt nun der Völkerrechtler Otto Kimminich die damaligen Referate heraus³: Sozialstaatliches Versorgungsgedanken hat die Tendenz, Verantwortung an Behörden und Verwaltung abzuschieben, statt sie demokratisch selber wahrzunehmen. Der Mensch, statt zu gestalten, konsumiert und wird so nur allzu leicht Opfer totaler Manipulation. Rückbesinnung auf das Prinzip der Subsidiarität (dass nämlich nur dann eine Kompetenz an eine obere Organisationsinstanz abgetreten werden sollte, wenn die untere wirklich nicht fähig ist, sie selber wahrzunehmen) könnte hier ein Gegengewicht schaffen.

Diese Ausgangslage mit ihrem Spannungsfeld zwischen dem Anspruch auf persönliche Freiheit wie zugleich auf soziale Sicherheit erhebt zunächst der Soziologe F. Fürstenberg und fordert für das Subsidiarität, dass es nicht beliebig, sondern stets als Hilfe zur Selbsthilfe zu verstehen sei. Verfassungsrechtlich zeigt dessen Bedeutung am Beispiel des Grundgesetzes der BRD und im Licht der Menschenrechte O. Kimminich, während G. Ermecke seine keineswegs bloss im christlichen Denken wurzelnde (obwohl besonders dort reflektierte) Begründung in der individual-sozialen Grundstruktur des Menschen aufzeigt: Aspekte, die unter philosophischen Gesichtspunkten von W. Kerber umsichtig und fundiert so vertieft werden, dass eine diesbezügliche allgemeine Gewissensbildung plausibel postuliert werden kann.

Zu konkreten Verwirklichungsmöglichkeiten in Familien und Verbänden, aber auch im föderalistischen (Welt-)Staat sowie in der Wirtschaft (Dezentralisation auch auf betrieblicher Ebene) und, gerade im katholischen Raum bedeutsam, an der Kirche entfaltet dann der Grazer Sozialethiker V. Zsifkovits. Es geht damit um Anliegen, die zusätzlich auch für Informations- und Bildungspolitik von einem sozialdemokratischen Parteisekretär, von L. Müller von der SPÖ Tirol geteilt werden. Was dies schliesslich ganz praktisch auf der Ebene der Gemeinde bedeuten könnte, zeigt in einem letzten Artikel P. Schnell als Bürgermeister von Ingolstadt. Dass gerade in den praktischen Überlegungen dem Schweizer als Ur-Föderalisten hier manches vertraut erscheint, versteht sich. Angesichts notwendigerweise zentralistischer Sozialmassnahmen, wie sie zunehmend vom Bund gefördert werden, sind aber auch für uns diese Überlegungen keineswegs belanglos.

... und Konkretisierungen

Zwei scheinbar ganz verschiedene Arbeiten liegen als solche Konkretisierungen vor uns: eine zur Zeiteinteilung des Menschen, die andere zur Atomenergie. Dennoch erlaubt nur die angemessene Zeiteinteilung die angemessene ethisch notwendige Auseinandersetzung im politischen Feld.

«Die Zeitstruktur des Alltags» steht daher «als Problem ethischer Verantwortung» im Mittelpunkt der Untersuchungen zu «Arbeit – Freizeit – Sozialzeit» von Plasch Spescha. Erschienen in der Reihe «Europäische Hochschulschriften – Theologie», handelt es sich meines Wissens um eine theologische Doktorarbeit in Freiburg/Schweiz⁴. Der Autor bekennt sich in seiner Einleitung ausdrücklich zu einem «emanzipatorischen Erkenntnisinteresse ... auf der soziokulturellen Entwicklungsstufe, auf der (so J. Habermas) repressive Gewalt in Form normativer Machtausübung in der Struktur verzerrter Kommunikation auf Dauer gestellt ist» (15). Er sucht nach praktisch-ethischer Erkenntnis im Horizont des Bedürfnisses nach menschlicher Ganzheit (Sinn, Glück u. ä.), welcher auch den Kontext religiösen Fragens abgibt und unter der Kategorie des Heil-Seins auch den christlichen Glauben präge. «Darin, dass das praktische Erkenntnisinteresse in diesem Kontext eingelassen» sei, zeige sich «das fundamentale theologische Interesse» der Arbeit (18).

So untersucht denn ein erster Teil mit den Mitteln der Human- und Sozialwissenschaften die Beziehungen zwischen Arbeit und Freizeit in der gegenwärtigen Industriegesellschaft, wobei die Entstehung dieser Doppelung wie die damit verbundene Desintegration des Alltags aufgearbeitet werden. (Dass es freilich auch sozialpolitisch sehr wirksame Freizeit gab [man denke an die Turn- und Gesangsvereine des 19. Jahrhunderts], sollte damit nicht einfach unerwähnt bleiben.)

Die heute feststellbare Desintegration aber führt dazu, den Begriff einer «Sozialzeit» als Raum für den gesellschaftlich bezogenen Einsatz einzuführen und so die im

² Messner wollte eine allgemein diskutierbare Ethik vorlegen, deshalb kommt dieses Moment des Glaubens, wie Höver richtig festhält, kaum zur Sprache. Dass sie aber motivierend hinter seinem Lebenswerk steht, daran kann es keinen Zweifel geben.

³ Düsseldorf (Patmos-Schriften der Katholischen Akademie in Bayern, Bd. 99) 1981.

⁴ Bern (Lang) 1981, Bd. XXIII/156. Diese Tatsache gehörte meines Erachtens ausdrücklich vermerkt, bestimmt sie doch nicht unwesentlich eine Arbeit, nicht zuletzt über den «Doktorvater» (hier D. Mieth) – oder soll dieses Schweigen Distanz markieren?

Titel angetönte Dreiteilung zu fordern. Das Motiv zu dieser ethischen Forderung, nämlich die «integrierende sittliche Grunderfahrung solidarischer Ich-Identität»⁵, wird alsdann im zweiten Teil entfaltet und dort auch als dem christlichen Ansatz angemessen erwiesen. Während der dritte Teil dazu ethische Modelle vorlegt, etwa im Bereich «Arbeit» die Zeitsouveränität als Teilzeitarbeit, gleitende Arbeitszeit u. ä., die für anderes Engagement mehr Spielraum ermöglicht, die Forderung nach teilautonomen Arbeitsgruppen oder auch mittleren Technologien, wird im Bereich «Freizeit» auf alternatives Konsumverhalten oder auf die «geschlechtliche Kommunikation als Paradigma solidarischer Identitätskonstitution»⁶ hingewiesen. Unter «Sozialzeit» werden schliesslich die Beispiele der Bananenkauferweigerung als Protest gegen die Ausbeutung der Plantagarbeiter, die Wohnstrassen und die Gewaltfreiheit im zwischenmenschlichen Verkehr aufgegriffen.

Damit arbeitet die Arbeit Speschas zwei Momente heutiger Sozialethik deutlich heraus: einerseits das menschlich unerlässliche soziale Engagement an sich und zweitens die Bündelung zahlreicher Einzelinitiativen auf dieses Ziel hin, wofür auch ein eigener Zeitpunkt reserviert zu werden verdient. Problematisch scheint mir, dass dem Autor als Theologen dies zu genügen scheint. Braucht der Mensch, wenn Freizeit schon, wie hier zu Recht vorgeschlagen, allein nicht genügt, nicht auch wesentlich eine Art «Transzendenz-Zeit», wo er seine religiöse Bindung an Gott in Gebet, Meditation und Kult zu pflegen hätte? Kann Theologie sich darauf beschränken, die Affinität solidarischer Identitätserfahrung zum Liebesgebot Christi festzustellen, wie es hier konkret mit der Interpretation von dessen Lebensgeschichte als praktischem Symbol für die geschichtliche Findung der Unverfügbarkeit jedes einzelnen Menschen geschieht (226 f.)?

Unter identitäts-theoretischem Blickwinkel mag die christliche Verkündigung sich so zeigen und so die Nicht-Widersprüchlichkeit ihrer Erkenntnisse zum christlichen Glauben festhalten. Wenn Spescha dies festhält, kommt er seiner Rolle als christlicher Identitäts-Theoretiker nach. Als Theologe aber müsste er aus der Fülle der christlichen Botschaft seine Erkenntnisse überprüfen, was, wie angedeutet, wesentlich neue Gesichtspunkte⁷ zu erschliessen und vor einer unmenschlichen Sozialzeit (man denke an gewisse Praktiken in sogenannten sozialistischen Staaten⁸) eher zu bewahren vermöchte.

Sozialzeit als Freizeit zur Auseinandersetzung mit aktuellen Zeitproblemen müss-

te so unter anderem eingesetzt werden etwa zur Beschäftigung mit den Energieproblemen. Aber auch wo solche Bereitschaft vorliegt, bedarf sie der klärenden Information. Der Wiener Moraltheologe *Karl Hörmann* versucht es in seiner bewährten nüchternen, stets um umsichtige Objektivität trotz Engagement bemühten Art in «*Atomenergie im Widerstreit von Politik, Ökologie und Ethik*»⁹. Im Hintergrund steht die Debatte um das durch Volksentscheid schliesslich sistierte Werk in Zwentendorf bei Wien, wobei als Voraussetzung für ein persönliches Urteil die Sachinformation umfassend dokumentiert wird. Die Rechts-situation, entstanden durch politische Vor-entscheide, wie die öffentliche Meinung werden dabei beigezogen. Aber auch der Antagonismus von wachsendem Energiebedarf und den potenzierten Umweltgefahren hinsichtlich Betrieb wie Entsorgung werden dargestellt und zwar so, wie er dem aufmerksamen, verantwortungsbewussten Bürger bei umsichtigem Studium der ihm zugänglichen (also nicht der spezialisierten Fachliteratur) Quellen möglich ist. Schliesslich werden auch die Fragen auf der nächsttieferen Ebene angegangen: Wie steht es mit Alternativenenergien und ihrer Wirtschaftlichkeit, wo geht es um eine letztlich eben doch blinde Wachstumsideologie und somit eigentlich um Bedarf? Was meines Erachtens hier zu wenig bedacht wird, sind dagegen die wirtschaftlich-arbeitsmarkttechnischen Belange, die notwendigerweise mit der Energiefrage verbunden sind.

Aufgrund dieser Information muss der Christ (und in vor-reflektierender und so klärend hilfreicher Weise der Moraltheologe im besonderen) die verschiedenen Fak-

toren abwägen und im Licht seines Menschen- und Weltbildes gewichten, wobei nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft, nicht nur der Mitmensch, sondern die Kreatur (unter dem Stichwort «Mitgeschöpflichkeit») zu bedenken sind. Was sich daraus sicher ergibt, ist die Forderung nach Konsumskese. Ist es aber unter solchen Vorbedingungen auch ein Ja zu Kernkraftwerken? Hörmann zweifelt: ohne seine Achtung denen versagen zu wollen, die zu einem Ja kommen, glaubt er diese Sicherheit (noch) nicht zu haben und so vorläufig für Zuwarten, also aktuell für ein Nein votieren zu sollen; ohne damit die Zukunft zu verbauen. Das ist vielleicht keine sehr überzeugende Lösung, ob sie angesichts der politischen Situation nicht doch klug ist?

Franz Furger

⁵ Gemeint ist damit die sittliche Grunderfahrung des Menschen, dass er voll sich selber nur in und mit Gemeinschaft werden kann und dass sich somit all sein sittliches Tun auf diese Zielsetzung hin bündeln muss. Der Arbeit Speschas wäre in diesem Sinn ganz allgemein etwas mehr Distanz zum Jargon der deutschen humanwissenschaftlichen Fakultäten zu wünschen.

⁶ So sehr man hier dem Verfasser zuzustimmen bereit ist, dass nicht starre Normen, sondern Modelle leitend sein müssen, so sehr scheint es, dass hier auf einmal «solidarisch» nur für die Zweier-Beziehung bedacht wird und die breitere soziale Verantwortung kaum aufscheint, was dann wohl hinsichtlich Probehe u. ä. doch differenziertere Urteile fordern würde.

⁷ Neben dem Genannten zum religiösen Vollzug wäre etwa noch auf die Momente von Schuldbewältigung, Scheitern (Kreuz) u. ä. hinzuweisen.

⁸ Die Anm. 1 auf S. 12 ist diesbezüglich recht verdächtig.

⁹ Innsbruck (Tyrolia) 1981, mit sehr umfassenden Literatur- und Quellenverweisen.

Pastoral

Der alte und der neue Ambo

Ein Anliegen der Liturgiereform bestand in der Aufwertung des Wortgottesdienstes der hl. Messe. Was nur noch «Vormesse» sein durfte, sollte als gleichwertiger Teil der Eucharistiefeier gegenüberstehen. Ihren Ausdruck fand diese Reform darin, dass die Lesungen aus dem Missale heraus und vom Altar weggenommen wurden. Gleichzeitig vermehrte man die Anzahl der Lesungen und bot eine reichere Auswahl an. Dadurch konnte ein ursprünglicher Zustand wieder hergestellt werden.

Wohl der auffälligste Ausdruck dieser Massnahmen ist die Wahl eines neuen Standortes zum Vortrag der Lesungen. Es sei hier Artikel 272 der allgemeinen Einführung zum neuen römischen Messbuch zitiert:

Die Würde des Wortes Gottes erfordert für seine Verkündigung einen besondern Ort in der Kirche, dem sich im Wortgottesdienst die Aufmerksamkeit der Gläubigen wie von selbst zuwendet.

In der Regel soll dies ein feststehender Ambo, nicht ein einfaches tragbares Lesepult sein. Der Ambo soll dem Kirchenbau entsprechend so gestaltet sein, dass die Vortragenden von allen gut gesehen und gehört werden.

Am Ambo werden die Lesungen, der Antwortpsalm und der österliche Lobgesang «Exsultet» vorgetragen; er kann auch

für die Homilie und die Fürbitten benützt werden.

Kommentator, Kantor und Chorleiter sollten an sich ihren Dienst nicht vom Ambo aus versehen.

Zuerst fällt hier auf, dass mit keinem Wort die Kanzel erwähnt wird. Sie scheint durch diese Verordnung gänzlich abgewertet. Alle Kirchen, von der Pfarrkirche bis zur Kathedrale, sind mit Kanzeln ausgestattet. Natürlich vor allem als Ort der Predigt. Doch wurden auf ihr auch Lesungen vorgetragen, meist wenigstens das Evangelium. Jahrhunderte hindurch haben die Kanzeln ihre guten Dienste getan. Jetzt fallen sie gänzlich ausser Betracht. Ein Grund dafür wird nicht angegeben.

Vom historischen Ambo

hatte man zwar immer Kenntnis, doch sind die vorhandenen Exemplare äusserst rar, an weit verstreuten Orten und kaum noch im ursprünglichen Zustand. Liturgik und Kunstgeschichte vermögen aber Sicheres und Genaues über ihn zu sagen. Ein Glücksfall ist da die Ekphrasis des Paulus Silentiarius. In der Form eines Gedichtes (304 Verse) wird eine genaue Beschreibung vom Ambo der Hagia Sophia in Konstantinopel gegeben. Paulus Silentiarius trug Kaiser Justinian I., dem Stifter der Hagia Sophia, seine Lobrede persönlich vor, anlässlich der Wiedereinweihung der Kirche: die grosse Kuppel war nämlich infolge eines Erdbebens eingestürzt und nun wieder hergestellt worden. Nach einem sehr langen Gedicht über die Kirche selbst folgte etwas später jenes über den Ambo.

Die Schilderung ist so genau, dass eine Rekonstruktion kein Problem bedeutete. Dieser Ambo musste noch mehrere Katastrophen über sich ergehen lassen, wurde aber immer wieder hergestellt, bis ihn die Türken schliesslich entfernten. Zweifellos war er das prächtigste und aufwendigste Beispiel dieser Spezies, verkörperte aber doch aufs exakteste seinen Typus. In Ergänzung der sonst üblichen Ausführung umgab diesen Ambo ein kreisförmiger Umbau von acht hohen Säulen mit einem Architrav, entsprechend den Schranken am Presbyterium. Der abgegrenzte Raum bot Platz für die Schola. Mannshohe Platten in den Interkolumnien entzogen die Sänger den Blicken des Publikums. Auf dem Architrav befand sich die künstliche Beleuchtung.

Wenn jetzt ein Ambo vorgeschrieben wird, ist damit doch sicher der altchristliche Ambo als Idealtypus der liturgischen Redebühne vorgestellt. Nun sind zwei Dinge von ihm festzuhalten: sein Standort und seine Höhe.

Sein Standort war immer im Schiff, niemals im Presbyterium oder auch nur am Presbyterium. Vom Ambo der Sophienkirche heisst es: «In der Mitte des Kirchenraumes, etwas gegen den Osten verschoben.» Das war in dieser Kirche schon ein recht bedeutender Abstand vom Chor (Bema). Es gab hier auch noch eine Art Verbindungssteg (Soleas). «Der Ambo ist einer Insel zu vergleichen, die durch einen schmalen Landstreifen mit dem Festland verbunden wird.» Dieser Soleas hatte beiderseits Schranken, so dass ein ungehinderter Verkehr vom Bema zum Ambo möglich war.

Bei der exemplarischen Bedeutung der Hagia Sophia ist es nicht zu verwundern, wenn Form und Lage des Ambo auch für andere byzantinische Kirchen nachweisbar sind, zum Beispiel Korinth-Lechaion, Hagios Leonidas, mit Soleas, Philippi, Basilika B, ohne Soleas, u. a. m.

Auffallend ist nicht nur der Standort des Ambo tief im Kirchenschiff, sondern auch seine Lage in der Mittelachse.

Die Höhe des Ambo war erstaunlich gering. Der Niveau-Unterschied zwischen Kirchenboden und Standplatte des Ambo betrug um die zwei Meter, nicht viel darüber, nicht viel darunter, je nach Grösse der Kirche. Damit war ein ausgezeichnetes Sprechen und Hören, das heisst ein guter Kontakt zwischen Vortragenden und Publikum, gegeben.

Im Abendland war der Standort des Ambo ebenfalls tief im Schiff, aber niemals in der Mittelachse (Ausnahme vielleicht Ravenna, das unter östlichem Einfluss stand). Wohl mehr aus Symmetriegründen als aus liturgischer Notwendigkeit schuf man oft zwei gegenüberstehende Ambonen, die dann differenziert gestaltet waren, wie sie ja jeder Rombesucher kennt. (Die in Rom vorhandenen Ambonen befinden sich nicht mehr im ursprünglichen Zustand.) Auch im Abendland verband man oft einen abgegrenzten Ort für die Schola mit dem Ambo (Rom, S. Clemente).

Erst viel später hat die Gotik die Kanzel geschaffen. Die Kanzel ist ein direkter Nachfolger des Ambo. Der Unterschied besteht darin, dass der Ambo auf einem eigenen Unterbau ruht und freisteht, die Kanzel aber angelehnt ist (Säule, Pfeiler, Wand). Aber auch bei der Kanzel hielt man sich an die beiden Regeln: tief im Schiff, niemals zu hoch (die Zwei-Meter-Norm). Erst der Barock ging dann mit der Kanzel sehr willkürlich um, vor allem widerstand er oft der Versuchung nicht, sie recht hoch zu plazieren. Aber selbst da war das Bestreben vorhanden, den akustisch günstigsten Ort zu finden.

Der heutige Ambo

Erfüllt nun der heutige Ambo die idealen Voraussetzungen, wie sie einst mit dem altchristlichen gegeben waren?

Zwei Charakteristika sind für ihn bestimmend: Grösse und Standort.

Gewöhnlich gibt man dem Ambo heute die Form eines (brusthohen) Leseputles, in Material und Farbe dem Altar angepasst. Verglichen mit dem alten Ambo oder auch der Kanzel ist er damit sehr klein. Er ist aber auch klein gegenüber dem Altar selbst, ja er scheint eher eine Ergänzung zum Altar zu sein, als ein selbständiges Element.

Damit ist wohl die Bedeutung des Wortgottesdienstes nicht genügend ausgedrückt. Der Wortgottesdienst soll doch als etwas durchaus Gleichwertiges, Ebenbürtiges der Eucharistiefeyer gegenüberstehen. Wort und Brot Gottes sind einander beigeordnet, nicht untergeordnet. Der Wortgottesdienst ist nicht Nebengottesdienst, «Vormesse». Mit einem bescheidenen, wenn auch fixen, selbst steinernen Leseputl kommt das nicht genügend zur Geltung.

Der Standort ist meist in der Nähe des (neuen Volks-)Altars, gewöhnlich auf dem gleichen Niveau. Dieses Niveau ist in fast allen Fällen der Chorboden. Damit liegt der Ambo aber sehr tief, denn Stufen zum Chor gibt es in der Regel nur wenige. Das hat zur Folge, dass der am Ambo Sprechende von einem grossen Teil der Kirchenbesucher kaum oder gar nicht gesehen werden kann. Er kann aber auch nicht verstanden werden, weil er für die meisten zu weit weg ist. Darum braucht es heute selbst in kleinen Kirchen Lautsprecheranlagen. Dies allein schon beweist die schlechte Lage des Ambo. Wenn eine Lesung oder gar eine Predigt nur noch aus dem Lautsprecher vernommen werden kann, dann ist etwas falsch an der Sache. Zwischen dem Sprechenden und dem Hörenden muss ein lebendiger Kontakt da sein. Im täglichen Umgang mit den Mitmenschen spielt das von selbst. In der Kirche wird dieser Kontakt auf ein technisches Element reduziert. Es kann aber gerade eine Predigt, die nur aus dem Lautsprecher zu vernehmen ist, unmöglich jenen Eindruck machen, wie wenn man den Prediger auch sieht. Der Prediger spricht ja nicht nur mit seiner Stimme, sondern mit seiner ganzen Person – Mienen, Gebärden, Haltung. Er muss nicht nur gehört, sondern auch gesehen werden. In diesem Punkt war denn doch die geschmälerte Kanzel besser. Es ist übrigens eine Tatsache, dass die meisten Kirchenbesucher ihren Prediger lieber auf der Kanzel sähen und sich über die schlechte Verstehbarkeit beklagen. Eine Umfrage oder eine Abstimmung, ob Kanzel oder

Ambo, dürfte dies bestätigen. Darum ist ganz offenbar die Bestimmung richtig: «dass die Vortragenden von allen gut gesehen und gehört werden».

Es ist auch noch zu erwähnen, dass ein solches Lesepult, das dann auch zur Predigt benützt wird, den Prediger zu einem grossen Teil verdeckt. Es eignet sich zwar zum Lesen gut, behindert aber den Prediger und verbirgt ihn.

Der Wortgottesdienst ist vom Altar abgelöst worden. Er ist aber in der Nähe des Altares stehen geblieben. Eine wirkliche Ablösung hat also gar nicht stattgefunden. So verhindert der moderne Ambo gerade das, was er eigentlich wollte: den Kontakt, und damit den Eindruck. Seine Lage: weit vorne beim Altar, wenig hoch gesetzt, kann mit Sicherheit als falsch bezeichnet werden.

Nach all den vielen Experimenten drängt sich eine Rückbesinnung auf. Man sollte von den schlechten Erfahrungen und den guten Vorbildern lernen. Die Parole kann nur lauten: weg vom Altar, heraus aus dem Chor, wieder mitten unter das Volk!

Müsste nicht vor allem wieder der Ort unter den Zuhörern gesucht werden? Nicht ihre Ferne, sondern ihre Nähe! Da waren doch die byzantinischen und römischen Baumeister – hinter ihnen natürlich die Liturgiker – beispielhaft. Sie haben kühn, aber trefflich den Ambo so aufgestellt, dass er bestens brauchbar war. Solche Kühnheit wäre doch auch heute wieder möglich.

Dem alten Ambo kam ein Umstand zu Hilfe, der heute kaum mehr vorhanden ist: die Zuhörer hatten keine fixen Plätze. Sie konnten sich frei im Kirchenraum bewegen, zum Altare hin oder eben zum Ambo hin. Unsere Kirchenbänke verhindern dies. Natürlich sind sie ein Mittel der Ordnung. Sie sind auch (meist) bequem. Aber das Publikum ist in ihnen eingezwängt. Sie bringen etwas Starres in unsere Gottesdienste. Man hat mit beweglichen Stühlen Abhilfe schaffen wollen, aber dann fürchtete man das Geklapper und fixierte die mobilen Sessel mit Hilfe von technischen Kniffen in wohlgeordnete Reihen. Ist jetzt der letzte Trumpf der beweglichen Stühle schon ausgespielt? Oder gibt es geräuscharme Stühle? Gibt es noch eine bessere Anordnung der Bänke?

Und wie wäre es mit einem mobilen Ambo? Es dürfte aber nicht nur ein Lesepult sein, sondern so etwas wie einst etwa die «Christenlehrkanzeln». So würde man schnellstens den günstigsten Standort herausfinden. Das Experiment hilft! Die beste Platzierung der Kanzel hat man vielfach

auch nur durch Experimente herausgefunden.

Oder liessen sich auch die Kanzeln «umfunktionieren»? Die meisten haben sich Jahrhunderte hindurch bewährt. Manche könnte man einfach versetzen. In gewissen Fällen brächte schon die Entfernung des Kanzeldeckels ein gutes Resultat. Die guten Lösungen, die in ihnen stecken, müssten wieder entdeckt werden. Einst hat man auf den Kanzeln das Evangelium gelesen – verkündet! –, wäre es dann so abwegig, die Epistel dorthin zu verlegen?

«... dass die Vortragenden von allen gut gesehen und gehört werden».

Franz Josef Lüthi

Kanzel statt Ambo?

Vielen Gottesdienstbesuchern fällt auf, dass die Kanzeln, die es in allen alten Kirchen noch gibt, kaum mehr benützt werden. Der Verkündiger spricht von einem Lesepult aus, das meist in der Nähe des Altars steht. Dies hat oft zur Folge, dass man den Prediger nicht gut sieht und seine Stimme meist nur über ein Mikrofon verstehen kann.

Aus einem verständlichen Missbehagen heraus fragt sich mancher, weshalb man denn die Kanzel nicht mehr benützen könne, wenn sie schon da sei. So fragt sich auch ein liturgisch und kunsthistorisch interessierter Seelsorger im vorangegangenen Beitrag. Ihm geht es um Wiederverwendung der oft künstlerisch wertvollen und seiner Ansicht nach zu Unrecht vernachlässigten Kanzel. Er sucht nachzuweisen, dass schon der altkirchliche Ambo sich im Schiff befand, in der Nähe des Volkes, wie die spätere Kanzel, und regt an, die Kanzel deshalb wieder zur Verkündigung zu verwenden.

Der Ambo in altchristlicher Zeit

Der Ausdruck «Ambo» kommt vom griechischen Wort «anabeinein», was hinaufgehen bedeutet. Der Ambo war also ein etwas erhöhter Platz, von dem aus das Wort Gottes verkündet wurde. In den östlichen Kirchen befand er sich meist mitten im Kirchenschiff, was damals gut möglich war, da es noch keine Kirchenbänke gab. In der westlichen Kirche befand er sich auch im Schiff in der Nähe der Abschränkungen des Sängerchores, der sogenannten «Cancelli».

Als im Westen nach dem Vorbild der alten Peterskirche in Rom die romanischen Kirchen mit einem über einer Krypta erhöhten Chor gebaut wurden, erhielt der

Ambo die Form eines auf Säulen ruhenden breiten Balkons, der dem Chor vorgelagert wurde. Von dort aus wurde das Evangelium feierlich vorgetragen, von dort aus wurde auch hin und wieder gepredigt.

Leider verlor sich aber in Ost und West bald die regelmässige Predigt. Es wurde nur noch in Busszeiten und an bestimmten Festtagen gepredigt und fast immer nach oder sogar ausserhalb der Messe. Ein letzter Rest davon sind die noch mancherorts gehaltenen Karwochenpredigten.

Die spätmittelalterliche Kanzel

Im Spätmittelalter wurden in Kathedral- und Stadtkirchen eigene Kanzeln an der einen Seite des Schiffes errichtet, für das damals neugeschaffene Amt des Praedikanten. Diese Kanzeln hatten eine ähnliche Form wie die Kanzeln der erhöhten Choranlagen, ruhten also auf einem Pfeiler oder waren an der Seitenwand in einem ziemlichen Abstand vom Boden angebracht, höher als der frühere Ambo.

Von hier aus hielt der Praedikant seine Predigt. Die Predigt wurde umrahmt von Evangelienlesung, Rezitation des Glaubensbekenntnisses, des Herrengebotes, der Gebote und eines Schuldbekenntnisses in der Volkssprache. Es entwickelte sich also ein selbständiger Wortgottesdienst in der Muttersprache, unabhängig von der Messe. In der Kirche der Reformation blieb dieser Praedikantengottesdienst die eigentliche Form des Sonntagsgottesdienstes, was oft auch zu einer Umgestaltung des Kirchenraumes führte.

Die Kanzel wurde nicht für die Liturgie geschaffen

Mit dem alten Ambo hatte die spätmittelalterliche Kanzel und ihre Nachfolger nichts mehr gemeinsam als den Namen Kanzel, der vom alten Standort in der Nähe der Cancelli übrigblieb. Die feierliche Verkündigung des Evangeliums mit Kerzen und Weihrauch innerhalb der Messe geschah nie auf der Kanzel. Es führt kein direkter Weg vom Ambo zur Kanzel und umgekehrt.

Wenn bis zum letzten Konzil das Tagesevangelium vor der Predigt von der Kanzel aus verlesen wurde, war es bloss eine Übersetzung des vorher im Altarraum gesungenen lateinischen Evangeliums und geschah ohne jegliche Feierlichkeit. Falls der Zelebrant selber predigte, zog er sogar die Kassel aus. Es bestand also kein eigentlicher Zusammenhang zwischen dem Wortgottesdienst der Messe und dem Predigtgottesdienst auf der Kanzel. Oft genug musste das Sonntagsevangelium auch nur als Einstieg erhalten für ein ganz anderes Predigtthema.

Rückkehr zum Ambo

Die liturgische Erneuerung bemühte sich nun darum, die auseinanderfallende Praxis des Wortgottesdienstes in lateinische Vormesse am Altar und muttersprachlichen Predigtgottesdienst auf der Kanzel wieder in eines zu bringen. Das hiess einmal: weg vom Altar, dem die eigentliche Eucharistie vorbehalten sein soll, aber auch: weg von der Kanzel, die den Zusammenhang mit dem Wortgottesdienst der Messe verloren hatte.

Als beste Lösung bot sich hier der Ambo an, getrennt vom Altar als eigener Ort der Verkündigung, aber doch in der Nähe des Chorraumes als Teil der Messfeier. Gewiss wäre es ideal, zur Verkündigung des Evangeliums sich mitten ins Volk zu begeben, wie das im altchristlichen Gottesdienst geschah. Doch seit der Einführung der Sitzbänke ist dies leider nicht mehr möglich. Die Stühle haben da keinen Vorteil gebracht, weil sie meist doch fixiert sind.

Lösungsversuche

Zur herkömmlichen Kanzel wird man kaum mehr zurückkehren können. Hat doch ihre allzu erhöhte Anbringung auf einer Seite des Schiffes eine zu grosse Distanz zum Zuhörer gebracht trotz des näheren Standortes. Nicht umsonst entstand der Ausdruck des «Abkanzeln», eben des Heruntersprechens, oder Moralisierens durch den Prediger auf den armen Sünder herab. Auch lassen die schmalen Kanzelkörbe keine Ministranten mit Kerzen und Weihrauch zu.

Pfarrer Lüthi fordert: «Weg vom Altar, heraus aus dem Chor, wieder mitten unter das Volk!» Ein Anliegen, das mehr gehört werden sollte. Das wäre sicher die ideale Lösung, die aber scheitern muss an der festen Anordnung der Sitze. Nur Taizé hat diesen alten, äusserst sprechenden Brauch wieder aufgenommen; aber dort gibt es eben keine feste Bestuhlung, nur ein paar frei herumstehende Stühle. Wir bedenken zu wenig, dass es bis zur Reformationszeit keine festen Bankreihen gab und dass die liturgische Feier an mehreren Orten stattfand: beim Taufbrunnen, bei der Kanzel, am Altar, im Vorhof usw.

Wir haben alles an einen Ort verlegt: in den Chorraum, mancherorts auch den Taufstein. In vielen neueren Kirchen ist der Raum der Gläubigen sogar etwas geneigt, um eine bessere Sicht nach vorn zu erreichen. Das liturgische Geschehen wird so immer mehr zu einem Schauspiel, und der Mitfeiernde zum Zuschauer. Eine freie Bewegung im Raum zu verschiedenen Stellen wie Ort der Verkündigung, Ort der Taufe, Ort der Eucharistie könnte die Gläubigen aber zu einer aktiveren Mitfeier veranlassen.

Das Abkommen von Bänken wäre der erste Schritt auf eine ursprünglichere und dynamischere Weise des Mitfeierns. Es wäre wirklich zu überlegen, ob ein Pfarreirat, eine Liturgievorbereitungsgruppe oder eine ganze Gemeinde sich nicht entschliessen könnte, einmal bewusst die beweglichen Stühle frei anzuordnen.

Wo dies nicht geschehen kann, sollte der Ambo so nahe als möglich bei den Zuhörern zu stehen kommen und genügend gross und genügend erhöht sein, damit der Verkündende von allen gut gesehen und wenn möglich auch ohne Mikrofon gut verstanden werden kann (was allerdings eine bessere Sprechtechnik bei den meisten Predigern voraussetzen würde). Der Ort der Verkündigung sollte herausgehoben werden und sein Eigengesicht haben. Ein einfaches Pult kann nicht genügen.

Was geschieht mit der Kanzel?

Um die Kanzel nicht ganz abzuwerten, könnte man hin und wieder das Evangelienbuch an einem hohen Festtag unter dem Gesang des Allelujaverses zur Kanzel tragen und von dort aus das Evangelium verkünden. Allerdings müssten die begleitenden Ministranten dann aus Platzgründen unten stehen bleiben. Es wäre auch zu überlegen, ob eine Kanzel nicht versetzt werden könnte, nach weiter unten oder weiter vorne. Vielleicht liesse sich auch der Kanzelkorb etwas verbreitert als Ambo wieder verwenden. Die Symmetrie alter Kirchen leidet oft genug an Kanzeln, die erst später hereingekommen sind. Wo die Kanzel aber ein kunsthistorisch wertvolles Ganzes darstellt, darf sie nicht angetastet werden.

Pfarrer Lüthi gibt mit seinen Überlegungen zu Ambo und Kanzel manche Denkanstösse. Nicht nur der Architekt und der Kunsthistoriker, vor allem der Prediger und die Gemeinde müssten sich überlegen, wie die Verkündigung des Wortes in ihrer Kirche am besten gewährleistet ist. Was liesse sich machen mit einer losen Bestuhlung, was mit der alten Kanzel; oder müsste der vorhandene Ambo und sein Standort nicht verbessert werden?

Thomas Egloff

Neue Bücher

Enzyklopädische Bibliothek (2)

Das bei «Halbzeit» angelangte Werk *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft* hat bereits den 18. Band vorgelegt¹.

An 100 Leitthemen wird versucht, die heutige vieldimensionale Wirklichkeitserfahrung aus christlichem Geist zu verantworten, um einen Beitrag zum Konzilsprojekt «Aggiornamento» zu leisten. Cheflektor R. Scherer hält in der Einleitung fest, dass die Enzyklopädische Bibliothek beabsichtige, im Zeitalter der Massenmedien und des Interessenpluralismus das Gespräch zur gemeinsamen Erschliessung und Deutung der Wirklichkeit zu fördern.

Band 1

Zu diesem Gespräch legt der erste Band weitreichende Voraussetzungen frei, nämlich erstens Zusammenhänge zwischen den drei Grundbegriffen *Wirklichkeit – Erfahrung – Sprache*. Die verhältnismässig knappen philosophischen Ausführungen sind der idealistischen Tradition verpflichtet und lassen linguistische Einsichten (z. B. von B. Whorf) zu diesem Thema vermischen.

Zweitens entwirft der bekannte jüdische Religionsphilosoph Emmanuel Levinas eine *Philosophie des Dialogs*, die unter anderem Martin Bubers Grundworte «Ich-Du» und Franz Rosenzweigs Gedanken der Einsamkeit einarbeitet. Der Text ist aber infolge seiner Dichte und der Übersetzung aus dem Französischen an der Grenze der Lesbarkeit und Verständlichkeit.

Drittens rollt H. Bouillard, Fundamentalthologe aus Paris, die *Frage Pascals nach dem Gott der Philosophen und dem Gott Abrahams* oder das Problem einer auf Vernunft basierenden natürlichen Gotteserkenntnis neu auf. Dabei orientiert er sich an der Philosophie des Sinns von E. Weil, die in der Tiefe jedes menschlichen Denkens eine ewige Gegenwart erblickt. – Im ganzen gesehen ist dieser Band schwierig und stark philosophisch orientiert.

Band 2

Der erste Artikel ist dem Thema *Mythos und Wissenschaft* gewidmet. H.-G. Gadamer versteht unter Mythos eine Rede, eine Kundgabe, eine mündlich erzählte Geschichte, der es um Wiedererkennung und Vergegenwärtigung einer überzeitlichen Gewissheit geht. Ein Mythos ist also keine Halbwahrheit. Sein Gegensatz ist die erklärende, argumentierende Rede, der Logos. Dass neuerdings C. Lévi-Strauss das mythische Bewusstsein mit der strukturalistischen Methode untersucht und dabei erstaunliche Gesetzmässigkeiten festgestellt hat, wird angesprochen. – H. Fries erläutert kurz R. Bultmanns Programm der Entmythologisierung und der existentialen Interpretation. Er beschreibt das Verhältnis

¹ Vgl. SKZ 149 (1981) 198–199.

von Mythos und Offenbarung in seiner Verbundenheit und Abhebung. Die Offenbarung ist auf Geschichten und Bilder angewiesen, gerade wenn sie das Unwelthafte und Verborgene Gottes verdeutlichen will.

In einem gemeinsamen Artikel, der intensive Zusammenarbeit erahnen lässt, untersuchen A. Halder und W. Welsch von einem kulturgeschichtlichen Standpunkt aus die *Beziehungen zwischen Kunst und Religion*. Sie betrachten beide Phänomene als Grundweisen, wie der Mensch sein Leben und seine Welt gestalten kann. Waren Kunst und Religion im christlichen Abendland unauflöslich ineinander verschränkt, so vollzog sich in der Neuzeit ein Emanzipationsprozess, in dem sich die Kunst aus den Bindungen der christlich-religiösen Glaubensüberlieferung löste. In der modernen Industriekultur sind Kunst und Religion denselben Bedingungen (Mobilität, Funktionalisierung und Segmentierung der Lebensbereiche) unterworfen, Entwicklungen, die aber keine Hindernisse für die gegenseitige Öffnung und Zuwendung beider Bereiche sein sollten, sondern Chancen zur Begegnung.

Im dritten Artikel haben vier Autoren unter dem Titel *Literarische und religiöse Sprache* ihre Auffassungen zu diesem Thema nebeneinander gestellt: M. Seckler rekapituliert die traditionelle Wort-Gottes-Theologie, ausgehend von der Schöpfung durch das Wort nach der Genesis und vom Prolog des Johannesevangeliums, der das Wort auf Gott Vater und Gott Sohn bezieht. Das Wortgeschehen als schöpferisch-erlösende Selbstmitteilung Gottes steht im Vordergrund, während andere Zugänge zur Verkündigung etwas vorschnell als «Missverständnisse» (83) bezeichnet werden.

Im Unterschied zu dieser Sicht hält Paul Ricoeur Ausschau nach dem Ertrag des strukturalen Ansatzes (nicht der strukturalistischen Ideologie) für die biblische Hermeneutik. Nach ihm könnte das Zurückführen der Rede auf die ursprünglichen Sprechakte hilfreich sein und auch die Unterscheidung der literarischen Gattungen. Ricoeur deutet die Gleichnisse Jesu als narrative Geschichten, und er entfaltet I.T. Ramseys Theorie der religiösen Sprache, welche Glaubensaussagen in Erschliessungssituationen verankert sieht.

J.J. Petuchowski stellt hauptsächlich das jüdisch-theologische Denken seit Maimonides heraus, welcher die sogenannte *via negativa* für die Theologie entwickelte und damit anthropomorphe Aussagen und Vorstellungen vermeiden konnte.

Schliesslich untersucht R. Brinkmann das gewandelte Verhältnis von literarischer und religiöser Sprache im Prozess der Auf-

klärung. – Die Zusammenarbeit unter den Autoren scheint in diesem Band nicht durchwegs gelungen zu sein. Der sprachliche Duktus und die Terminologie sind teilweise wenig aufeinander abgestimmt, was allerdings ein grundsätzliches Problem solcher Sammelwerke bleiben wird.

Band 3

Dieser Band führt den seit längerer Zeit begonnenen Dialog zwischen Theologie und Naturwissenschaften (Physik, Astronomie, Biologie) weiter. Zuerst gibt der Physiker und Weltraumforscher K. Rawer einen verständlichen Einblick in den aktuellen Forschungsstand zu den Themen *Weltall – Erde – Mensch*. Neben interessanten Beispielen aus der Geschichte (Galilei, Darwin, Monod) macht er dem Leser klar, mit wievielen Hypothesen auf diesen Gebieten gearbeitet wird (z.B. betreffend die zeitliche Entwicklung des Weltalls und des Lebens) und dass unter Fachleuten verschiedene Positionen vertreten werden (z.B. in der Frage, ob die Evolution das Resultat reinen Zufalls sei oder nicht).

Dann wird dem theologischen Koreferenten K. Rahner ein Fragekatalog mit Problemen vorgelegt, welche die herkömmliche Schultheologie unzureichend oder falsch beantwortet hat. In der Behandlung dieser Fragen hebt Rahner auf die Vereinbarkeit moderner naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und lehramtlicher Aussagen ab. Die Irrtümer der Kirche in der Geschichte werden auf Grenzüberschreitungen, Kompetenzverwechslungen und unzulänglicher Schriftauslegung begründet. Den Schöpfungsbegriff interpretiert er nicht punktuell als Vorkommnis am Anfang der Zeit, sondern dynamisch als dauerndes Verhältnis der Welt zu ihrem transzendenten Grund. Rahner setzt sich mit den grossen Dimensionen des Weltalls und mit möglichem Leben auf einem fremden Stern auseinander und überlegt, welche Folgen dies für die Lehre von der Auferstehung haben könnten.

Der Schweizer Stefan N. Bosshard vertieft den Dialog zwischen Naturwissenschaften und Theologie am Thema *Evolution und Schöpfung*. Er referiert heutige Auffassungen über die Entstehung der Welt, über das erste Auftreten strukturierter Materie und über die Lebensentstehung, um dann diese Aussagen mit dem biblischen Schöpfungsbegriff zu konfrontieren.

Der Verhaltensforscher B. Hassenstein beleuchtet aus biologischer und ethischer Perspektive verschiedene *Beziehungen zwischen Mensch und Tier*.

Und K.M. Meyer-Abich, Philosoph der Naturwissenschaften, fragt nach dem Ver-

hältnis zwischen *Natur und Geschichte*, ohne dabei aktuelle umweltpolitische Anliegen ausser acht zu lassen.

Band 6

Ein überzeugendes Beispiel für das Gespräch der Theologie mit der Psychologie! Anstelle eines deduktiven Denkens werden in allen Artikeln die Erkenntnisse der modernen Psychologie aufgenommen und für ein ganzheitliches Verständnis des Menschen fruchtbar gemacht: Franz Böckle gibt in weitblickender und differenzierter Weise den Diskussionsstand zu wichtigen Fragen der menschlichen Geschlechtlichkeit wieder unter dem Titel *Geschlechterbeziehung und Liebesfähigkeit*.

Die Stichwörter Triebwelt und Personallisation signalisieren wohl die grösstmögliche Spannung zwischen verschiedenen Vertretern anthropologischer Psychologie. M. Boss versucht in der Auseinandersetzung mit Theorien von Freud bis zum Personalismus dem Geheimnis Mensch näher zu kommen.

Die beiden Artikel des Zürcher Psychotherapeuten G. Condrau über *Entwicklung und Reifung* und über *Lebensphasen – Lebenskrisen – Lebenshilfen* befassen sich unter diesen Rücksichten mit dem menschlichen Dasein innerhalb der Pole Geburt und Tod. Dabei spielen die menschlichen Existenziale Offenheit, Freiheit, Endlichkeit und Leiblichkeit eine zentrale Rolle. Die geraffte Darstellung des Lebens in seinen verschiedenen Phasen und Krisen ist sehr aufschlussreich.

Band 7

Mit dem weiten Problemfeld *Ehe* setzt sich zuerst der Theologe O.H. Pesch in biblischer, geschichtlicher und dogmatischer Hinsicht auseinander. Er macht Anmerkungen zu einer Spiritualität der Ehe und befasst sich mit dem Eherecht, besonders hinsichtlich der Frage der Ehescheidung.

Als Soziologe handelt F.X. Kaufmann über die kulturelle Relativität der Ehe, den statistischen Rückgang der Eheschliessungen und der Kinderzahlen pro Ehe, über die Zunahme der nichtehelichen Lebensgemeinschaften und der Ehescheidungen.

Der Psychotherapeut und Eheberater K.H. Mandel bespricht Entwicklungsaufgaben und Grenzerfahrungen in der Ehe.

In einem Nachwort stellt O.H. Pesch fest, dass Theologie und Kirche keinen Verrat an der Tradition begehen würden, «wenn sie in Lehre, Recht und Seelsorgepraxis den humanwissenschaftlichen Perspektiven und Vorschlägen Rechnung trügen» (80).

K. Lüscher und F. Böckle fragen nach den Entstehungsgründen der modernen *Familie* und interpretieren die Begriffe Per-

son – Familie – Gesellschaft aus sozialwissenschaftlicher und theologischer Sicht. Ausserdem werden Aufgaben einer zeitgerechten und verantwortbaren Familienpolitik erarbeitet und aktuelle Probleme der Familie (z. B. Autorität, Wohnen, Erwerbstätigkeit der Mütter) diskutiert.

Band 8

Mit dem Thema *Bildung* setzt sich zum einen die Pädagogikprofessorin Doris Knab auseinander. Sie entwickelt eine kurze Geschichte des Bildungsbegriffs von der Antike bis zur Gegenwart als Voraussetzung dafür, Gegenwartsprobleme wie Curriculumforschung, Lernzielproblematik und Gesellschaftlichkeit der Bildung zu erfassen und Zukunftsperspektiven zu eröffnen. Bildung wird als vieldimensionale Beziehung zwischen Mensch und Wirklichkeit verstanden, der es um das integrierende Verstehen des in Welt und Gesellschaft lebenden Menschen geht. «Bildung geschieht in der Vermittlung von objektiver Bedeutung und subjektiver Sinnerfahrung» (30).

Zum andern befasst sich der Münsteraner Dogmatiker G. Langemayer mit der Spannung zwischen *Glaube und Bildung*: Im Unterschied zu einem Sich-Bilden-Wollen ist der Glaube ein Sich-Bilden-Lassen von Gott und bedarf keiner bestimmten Bildungsstufe. Will die Verkündigung aber ihrem christlichen Auftrag gemäss den Menschen wirklich erreichen, dann muss sie sich auf die Ebene der Adressaten begeben. (Vgl. die Ausführungen der Pastoralkonstitution, Art. 58 über den Zusammenhang zwischen Evangelium und Kultur.)

Der Würzburger Philosoph H. Rombach verfasste den Artikel über *Leistung und Musse*. Er sieht im christlichen Bewusstsein von Endlichkeit, Geschöpflichkeit und Erlösungsbedürftigkeit eine Entlastung gegenüber der leistungsorientierten Schule und Gesellschaft. Soll dieses Bewusstsein wirklich zum Tragen kommen und Leistung nicht weiterhin als Einordnungskriterium in die bürgerliche Gesellschaft gelten, dann muss nach Rombach die menschliche Daseinsstruktur verändert werden.

Eher schwer zugänglich ist der vom Augsburger Philosophen A. Halder geschriebene Artikel über die unterscheidenden Verbindungen von *Aktion und Kontemplation*, Theorie und Praxis, ora et labora.

Gewinnbringender ist die Zusammenfassung von G. Brokelmann über die *Arbeit* im Lichte christlicher Theologie und Anthropologie als Auftrag Gottes und Dienstpflicht in Solidarität. Angesichts der

arbeitsteilig organisierten Produktionssysteme schlägt der Autor vier Strategien zur Humanisierung der Arbeit vor:

- a) Wechsel von Arbeitsplätzen (job rotation),
- b) Erweiterung des Arbeitsbereiches (job enlargement),
- c) Aufgabenbereicherung durch Planungs-, Fertigungs- und Kontrollaufgaben (job enrichment),
- d) teilautonome Gruppenarbeit.

Hier werden zahlreiche «human-emanzipative Ziele» (124) formuliert, ohne die Selbstentfaltung und das Aufgehen in der Arbeit zu verabsolutieren. Im wesentlichen geht es ihm bei der Arbeit um den Einsatz für konkrete Menschlichkeit aus dem Geist der Liebe.

Band 9

Die Leitthemen dieses Bandes klingen aktuell: *Kontingenzerfahrung und Sinnfrage, Angst und christliches Vertrauen, Glück und Heil, Negativität und Böses*. Der Leser erwartet, was Herders Informationsdienst ankündigt, nämlich Antworten auf «die zentralen Lebensfragen für den Menschen des ausgehenden 20. Jahrhunderts». Die meisten Autoren muten jedoch dem Leser philosophie- und theologiegeschichtliche Lexikonartikel zu. So lässt W. Döring die Sinnfrage in einem Gang durch die Philosophiegeschichte Revue passieren; G. Greshake zeigt die Glücks- und Heilsvorstellung bei Aristoteles, in der Bibel, bei Augustinus, Thomas und in der Moderne auf, und L. Oeing-Hahoff referiert über verschiedene Möglichkeiten in der Philosophiegeschichte, das Negative zu denken (u. a. bei Aristoteles, Thomas, Leibniz, Hegel, Heidegger). Im Unterschied zu diesen historischen Artikeln bespricht F. X. Kaufmann die Sinnfrage in den Humanwissenschaften, besonders in den Gesellschaftstheorien, schreiben M. Boss und K. Rahner in Anlehnung an M. Heidegger eine Phänomenologie der Angst und Gelassenheit als Grundbefindlichkeiten menschlichen Daseins und setzt sich W. Kasper als Theologe mit dem Bösen auseinander.

Im Anschluss an diese unvollständige Präsentation einiger Bände von *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft* seien zwei Fragen aufgeworfen: 1. Ist die Enzyklopädische Bibliothek wirklich ein Lese- und Arbeitsbuch, nicht eher ein Nachschlagewerk? 2. Wer sind die Adressaten dieses Werkes? Sind es die gebildeten Laien, wie der Prospekt es vorsieht, oder nicht doch Fachleute auf den entsprechenden Gebieten? Freilich bleibe dahingestellt, wie weit man bei der heutigen Spezialisierung der einzelnen Gebiete diese Konflikte bewältigen kann. *Stephan Leimgruber*

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Presse-Communiqué der 40. Sitzung der DOK

Erstmals unter Leitung des neuen Präsidenten Bischof Dr. Johannes Vonderach, Chur, traf sich die Deutschschweizerische Ordinariatenkonferenz (DOK) am Dienstag zu ihrer 40. Sitzung in Zürich.

Rückblickend befasste sich das Gremium, das sich aus den Bischöfen von Basel, St. Gallen und Chur sowie aus deren engsten Mitarbeitern in den Ordinariaten zusammensetzt, noch einmal mit den Gesprächsergebnissen der Tagung «Jugend und Glaube» von November 1981. Zusammen mit Vertretern von Jugendverbänden hatte damals die DOK im Seminar St. Beat, Luzern, in einem guten Gesprächsklima offene Fragen zwischen kirchlich engagierten Jugendlichen und Kirchenleitung besprochen. Die DOK beschloss nun, sich noch in diesem Monat im Rahmen einer Studententagung eingehend mit den durch die Jugendunruhen in unserem Lande aufgeworfenen Fragen auseinanderzusetzen. Gesprächsgrundlage sollen unter anderem die Thesen zu den Jugendunruhen 1980, aufgestellt von der Eidgenössischen Kommission für Jugendfragen, sein.

Neu in ihre Kommission «Dritter Bildungsweg» wählte die DOK Rosmarie Bürgy, Murten. Frau Bürgy ist Seelsorgehelferin und Katechetin sowie Präsidentin des Seelsorgerates von Deutsch-Freiburg. Sie ersetzt das zurückgetretene Kommissionsmitglied Dr. Alfons Piller, Freiburg. Schliesslich überlegten die Mitglieder der DOK, wie sie das Pastoral Schreiben der Schweizer Bischofskonferenz «Unser Sonntag» noch besser einer breiten Öffentlichkeit bekannt machen könnten.

6. April 1982.

Bistum Basel

Im Herrn verschieden

Peter Ficht, vorm. Pfarrverweser, Röschenz

Peter Ficht wurde am 5. Juni 1942 in Offenburg geboren und am 19. Mai 1968 im Erzbistum Freiburg i. Br. zum Priester geweiht. In unserm Bistum wirkte er in den Jahren 1973–1981 in verschiedenen Pfarren, zuletzt in Röschenz und Wahlen, als Pfarrverweser. Er starb am 1. April 1982 und wurde am 7. April 1982 in Offenburg beerdigt.

Stellenausschreibungen

Die vakanten Pfarreien *Unterendingen* (AG) und *Dulliken* (SO) werden zur Wiederbesetzung ausgeschrieben.

Für die vakante *Jugendseelsorgestelle des Dekanates Olten-Niederamt* wird ein Priester oder Laientheologe gesucht.

Interessenten melden sich bis zum 4. Mai 1982 beim Diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Bistum Chur

Ernennung

Am 8. April 1982 ernannte Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach Herrn *Josef Jopek* zum Vikar in der Pfarrei Sarnen.

Ausschreibungen

Die Pfarrei *Gurtellen Dorf* wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich bis zum 6. Mai 1982 melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Infolge Wahl von Alois Poletti zum Pfarrer von Melchtal wird die Pfarrei *St. Franziskus, Zürich-Wollishofen*, zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich bis zum 6. Mai 1982 melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Berichtigung

Der Anmeldetermin für die Pfarrei *Gersau* ist der 29. April (und nicht der 20. April, wie in SKZ 14/1982 ausgeschrieben wurde).

Bistum St. Gallen

Kaplanenwahl

Die Kirchenverwaltung von Jona wählt auf Vorschlag des Bischofs Herrn Vikar *Josef Wirth* auf die vakante Kaplaneipfründe. Amtsbeginn nach dem Weissen Sonntag.

Bistum Sitten

Admissio und Lektorat

Am Gründonnerstag, dem 8. April 1982, hat der Bischof von Sitten, Mgr. Heinrich Schwery, während der Chrisammesse den Seminaristen *Jean-François Maillard* unter die Kandidaten zum Diakonat- oder Priesteramt aufgenommen.

Ausserdem hat er folgenden Seminaristen das Dienstat des Lektors verliehen: *Bernard Broccard, Pierre-Louis Coppex, Joël Pralong* und *Nicolas Schmidt*.

Die Meinung der Leser

Ehe und Familie in Afrika

P. Walbert Bühlmann ist als Missionsfachmann bekannt und geschätzt. Besonders wir Afrika-Missionare sind ihm Dank schuldig für seine zahlreichen und gehaltvollen Artikel und Bücher über die Kirche in Afrika. Beizustimmen ist ihm unbedingt auch zum Anliegen, dass die Kirche hier ein afrikanisches Gesicht haben muss.

Dennoch kann ich nicht umhin, mein Nein zu sagen zu zwei Vorschlägen, die in SKZ 7/1982 und 8/1982 gemacht wurden. Auf diese zwei Punkte beschränke ich mich im folgenden. Erster Punkt: Heiden mit mehreren Frauen sollen Zutritt haben zur Taufe und den anderen Sakramenten. Zweiter Punkt: Die Probeehe soll den Afrikanern gestattet sein, und zwar in dem Sinn, dass hiermit auch der Geschlechtsverkehr vor dem endgültigen Eheabschluss erlaubt wäre. Damit wäre ein alter Brauch zahlreicher afrikanischer Stämme gleichsam getauft. Schon hier muss aber daran erinnert werden, dass es hier auch Stämme gibt, die diesen Brauch nicht kennen, wo die Braut als Jungfrau die Ehe schliessen muss. Selbstverständlich kenne ich mich besser aus in unserer Diözese. Ich glaube aber, dass die Unterschiede in anderen Teilen Afrikas nicht so schwerwiegend sind, dass sie die folgenden Einwände entkräften würden.

Zunächst: Selbst wenn diese Vorschläge annehmbar und nützlich wären, kämen sie zu spät. Vor 100 Jahren hätte man hierüber noch diskutieren können. Heute nicht mehr. Die Verwirrung wäre zu gross, wenn die Kirche, was sie 100 Jahre lehrte, wieder aufhöbe.

Dazu kommt, dass sich der Boden, auf dem die Polygamie und die Probeehe sich organisch entwickelten, entscheidend geändert hat, und sich noch mehr ändern wird. Dieser Boden war nämlich die sesshafte Agrarkultur. Durch die zunehmende Industrialisierung, Landflucht und Vermischung der Stämme verschwindet dieser Boden mehr und mehr und damit auch, was auf ihm gewachsen ist.

Ferner: Unsere Afrikaner sind sehr empfindlich in bezug auf Spezialpastoration. Ein Beispiel: Zum Vorschlag, der Pflichtzölibat der Priester möge in Afrika nicht urgiert werden, kam die Antwort: «Was? Wir hier sollen nicht halten können, was die Priester anderer Völker fertig bringen?» Ähnliche Reaktion ist zu erwarten bei den genannten Privilegien für die Ehe.

Nun noch ein Wort zu den einzelnen Punkten: Heiden mit mehreren Frauen möge der Zutritt zu den Sakramenten gestattet sein. Dazu folgendes:

Heute sind sogar die progressiven Mohammedaner für die Einehe. In dieselbe Richtung weist die Emanzipation der Frau. Der Trend der Zeit geht dahin, dass die Polygamie als Diskriminierung der Frau angesehen wird. An dieser Entwicklung kommt selbstverständlich auch Afrika nicht vorbei.

Zur Situation in unserer Pfarrei: Die Männer, die mehrere Frauen haben, sind zum grössten Teil Christen, die erst nach dem Empfang des Ehesakramentes sich mehrere Frauen nahmen. Die wenigen Heiden mit mehreren Frauen wünschen in der Regel, in Lebensgefahr getauft zu werden und machen keine höheren Ansprüche.

Zum zweiten Punkt: Probeehe mit Geschlechtsverkehr vor der endgültigen Eheschliessung: Hören wir zunächst dazu das Wort unseres obersten Hirten in seinem Rundbrief zur Ehe und Familie: «Die leibliche Hingabe in der geschlechtlichen Begegnung ist ein Realsymbol für die Hingabe der ganzen Person. Eine solche Hingabe kann aber in der gegenwärtigen Heilsordnung nur aus der Kraft der übernatürlichen Liebe, wie Christus sie schenkt, wahrhaft verwirklicht werden» (Familiaris Consortio, 80).

Dazu – stellen wir uns einmal handfest vor: Der Mann zeugt Kinder in der Probeehe. Dann verleidet ihm seine Probefrau. Er probiert es mit einer anderen, die ihm besser gefällt – was soll nun mit der ersten geschehen samt ihren Kindern? Tatsächlich gibt es heute nicht wenige junge Leute, die die Probeehe ablehnen.

Ferner: Was wären die Folgen dieser Probeehe in der übrigen Welt? Würde sie nicht eine Kettenreaktion auslösen? Zum Beispiel in Europa? An Interessenten würde es kaum fehlen!

Vergleichen wir dazu auch die Schluss-Anmerkung in SKZ Nr. 8, S. 136. Erzbischof Tomko, Sekretär der Bischofssynode, sagt zu P. Walbert Bühlmann: «Immer schliessen die afrikanischen Bischöfe vom Weg zur afrikanischen Ehe, den sie approbieren, den Geschlechtsverkehr aus.» Anschliessend sagt dann P. Walbert: «Die Zweideutigkeit dauert weiter an. Man wird weiterhin auf zwei Ebenen gehen, auf der Ebene der offiziellen Lehre und auf jener der pastoralen Lösungen.»

Ist das wirklich Zweideutigkeit? Mir scheint das die einzig richtige Konsequenz zu sein. Die afrikanischen Bischöfe beschreiten hier den rechten Weg. Sie sind ja für die Afrikanisierung der Ehe – aber welcher Ehe? Der christlichen!

Balthasar Hüppi

Verstorbene

Leopold von Felten, Resignat, Lachen

Am Samstag, 6. Februar 1982, wurde im solothurnischen Niedererlinsbach, seinem Heimatdorf, der im 77. Lebensjahr verstorbene Seelsorger, Lehrer und Erzieher Leopold von Felten beerdigt.

Er wurde am 10. September 1905 als drittes von sechs Kindern dem Vater Leopold und der Mutter Emma, geborene Wittmer, in die Wiege gelegt. Wohlgeborgen in der liebenden Sorge tiefgläubiger Eltern und in der frohen Atmosphäre der mit aufwachsenden Geschwister erlebte er eine überaus glückliche Jugendzeit. Die Primarschule besuchte er in Niedererlinsbach, die Bezirksschule in Schönenwerd. Da reiche Talente immer deutlicher in Erscheinung traten, war es für die Eltern naheliegend, ihm das Studium an einer Mittelschule zu ermöglichen. Er trat zunächst in die Stiftsschule Einsiedeln ein und nach der 4. Klasse in das Gymnasium der Jesuiten in Feldkirch über. Nach der vorzüglich bestandenen Matura 1927 trat Leopold in das Noviziat der Jesuiten ein. Aber schon im nächsten Jahr wurde er von einer schweren Erkrankung heimgesucht, die mehrere Kuraufenthalte notwendig machte. Das Übel der geschädigten Stimmbänder und die damit verbundenen Atembeschwerden gaben ihm von da an während seines ganzen Lebens zu schaffen. Wer sein jugend-

liches Aufwärtsstreben miterlebt hat, begreift gut, dass es ihm nicht leicht fiel, seine Vorstellungen, im Jesuitenorden die reichen Talente entfalten zu können, nicht verwirklichen zu können. Er schaute aber mit einem starken Willen und mit einem vernünftigen Sichabfinden nach andern Möglichkeiten aus, im Reiche Gottes zu arbeiten und zu wirken. Das Studium setzte er in Luzern und später in Chur fort. Hier ging sein grösstes Sehnen, Priester zu werden, in Erfüllung. Am 4. Juli 1937 empfing er aus den Händen des damaligen Bischofs Laurentius Matthias Vinzenz die Priesterweihe und feierte am 1. August in freudiger Anteilnahme seines Heimatdorfes Niedererlinsbach das erste hl. Messopfer.

Für die zu wählende Tätigkeit spielte sein Leiden eine entscheidende Rolle. Ein Einsatz in der Normalseelsorge, die ihm am besten entsprochen hätte, kam wegen der stimmlichen Schwäche nicht in Frage. Sein erstes Arbeitsfeld fand er als Spiritual im Raphaelshaus in Steinen. Schon nach einem Jahr wechselte er zum Lehramt hinüber und wirkte im Kollegium Maria Hilf in Schwyz als Professor an der dortigen Schule, wo er neben Religion und Geschichte auch Deutsch, Griechisch und Französisch wie auch Fächer naturwissenschaftlicher Richtung unterrichtete. Weil er den engeren Kontakt mit der studierenden Jugend suchte und schätzte, sagte ihm die Vizepräfektur, die ihm für die Abteilung des Obergymnasiums übertragen wurde, besonders zu. Diese Kontaktfreudigkeit, die ihm eigen war, stellte er in echt priesterlicher Gesinnung in den Dienst der Seelsorge. Es verwundert darum nicht, dass die Studenten, die seinen Unterricht bekamen und seine Betreuung erfuhren, auch im späteren Leben mit ihm dankbar verbunden blieben. Es konnte nicht ausbleiben, dass er sich auch im Kreise der Kollegen durch seine Unterhaltsamkeit und Erzählerkunst beliebt machte.

Die Begrenzung seiner Stimmkraft gab ihm speziell für grössere Klassen, die im Kollegium Schwyz damals die Mehrzahl ausmachten, immer mehr zu schaffen. Das gab wohl den Ausschlag, dass er sich für eine Schule mit kleineren Klassen interessierte, die er in der Sekundarschule Göschenen fand und die er in Verbindung mit dem Pfarrhelferamt 13 Jahre lang mit Erfolg geführt hat. Den eigenen Haushalt, der durch diesen Wechsel notwendig wurde, übernahm seine Cousine, Fräulein Margrit Wittmer, die diese Aufgabe mit gutem Können, grossem Verständnis und unermüdlichem Einsatz bis zu seinem Tod erfüllte. Für diese Treue verdient sie auch an dieser Stelle einen ganz besonderen Dank.

Seine Kenntnisse in der Schulleitung kamen ihm zustatten, als er 1960 einer Berufung für die Alpine Schule in Vättis im St. Galler Oberland entsprochen hat, der er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1971 als Rektor vorstand.

Trotz der erreichten Altersgrenze wollte er seine Kräfte weiter in den Dienst der Seelsorge stellen und leistete noch sieben Jahre lang der Pfarrei Lachen als Kaplan, als Katechet und speziell als seelsorglicher Betreuer der Betagten und Kranken wertvolle Dienste. Später nahm die Behinderung durch das Halsleiden immer ernstere Formen an. Der kontaktfreudige Seelsorger litt nicht wenig darunter, dass er in den letzten Monaten seine Gedanken nicht mehr mit vernehmbarer Stimme zum Ausdruck bringen konnte. So trat der Tod am 3. Februar dieses Jahres als Erlöser an ihn heran.

Professor, Pfarrhelfer und Kaplan Leopold von Felten bleibt uns in starker Erinnerung als begabter, aber auch verantwortungsbewusster Jugendbildner, als eifriger, aber auch verständnisvoller Seelsorger, der sich mit den Fröhlichen

mitfreuen und mit den Leidenden ebenso aufrichtig mitleiden konnte.

Heinrich Haag

Neue Bücher

Selbstmord

Adrian Holderegger, Suizid und Suizidgefährdung. Humanwissenschaftliche Ergebnisse. Anthropologische Grundlagen. Universitätsverlag, Freiburg i.Ue., Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1979, 377 Seiten.

Der Verfasser, Dozent für Moralthologie in Freiburg, setzt sich in diesem Werk mit dem hochaktuellen Thema des Selbstmordes auseinander. Dabei bleibt er nicht wie viele andere Autoren, die sich mit diesem Problembereich beschäftigen, dabei stehen, die Fülle psychiatrischer, psychologischer und soziologischer Forschungsergebnisse zu referieren, sondern spannt den Bogen weit, von den statistisch-soziologischen Befunden über die klinischen Aspekte bis hin zu den anthropologischen Grundlagen der Suizidforschung. Auf die im zweiten Teil seines Buches behandelten anthropologisch-theologischen Fragen soll im Rahmen dieser Besprechung nicht weiter eingegangen werden, da sie in einer eigenen Rezension gewürdigt werden sollen.

Der hier zu besprechende erste Teil des Werkes von Holderegger beschäftigt sich mit den «empirisch-phänomenologischen Aspekten des Suizides». Auch der nicht mit der psychiatrischen und psychologischen Terminologie vertraute Leser wird dieses Buch mit grossem Gewinn studieren. In einer klaren, prägnanten, die wesentlichen Elemente akzentuierenden Sprache gelingt es dem Verfasser, das aufgrund der vielfältigen, einander zum Teil widersprechenden Befunde auch für den Fachmann äusserst verwirrende Gebiet der psychiatrisch-psychologisch-soziologischen Suizidforschung übersichtlich zu gliedern und die wichtigsten Befunde herauszustellen. Es ist besonders bemerkenswert, dass Holderegger bei der Fülle von Detailinformationen, die er vor dem Leser ausbreitet, über die Einzelfakten niemals den Gesamtzusammenhang, in dem diese Diskussion steht, aus den Augen verliert. Immer wieder – sei es in tabellarischer Form oder in knappen Zusammenfassungen am Ende einzelner Unterkapitel – wird das Wesentliche der referierten Befunde aufgezeigt. Dadurch bleibt dieses sich auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau bewegende Buch auch für den Laien jederzeit verständlich.

Aus der Fülle der Informationen, die Holderegger vermittelt, seien im folgenden nur die wichtigsten herausgegriffen. Der Verfasser berichtet ausführlich über Zusammenhänge zwischen den verschiedensten sozialpsychologischen Kriterien (Alter, Geschlecht, Zivilstand, soziale Schichtzugehörigkeit, Volkscharakter, Religions- und Konfessionszugehörigkeit usw.) und dem Suizid. Ferner werden historische und transkulturelle Aspekte des Selbstmordes behandelt sowie verschiedene soziologische Theorien, die zum Verständnis des Selbstmordes entwickelt worden sind, dargestellt. Das zweite Kapitel ist den klinisch-psychiatrischen Aspekten des Suizids gewidmet. Der Verfasser spannt den weiten Bogen seiner Darstellung vom Beginn der wissenschaftlichen Psychiatrie bis hinein in die Ge-

genwart und ihre Forschungen zum Suizidproblem.

Gerade angesichts der die Öffentlichkeit immer wieder erschütternden Berichte über Suizide verzeifelnder Menschen sind diese Darlegungen nicht nur für den Fachmann, sondern im Grunde für jeden von grosser Bedeutung, der sich mit den aktuellen Problemen unserer Zeit auseinan-

Zum Bild auf der Frontseite

Ragnacharius war zu Beginn des 7. Jahrhunderts Bischof von Basel. Das Bild auf der Frontseite gibt eines der 50 Kartonnemedaillons aus dem 18. Jahrhundert wieder, die ursprünglich einen Saal des fürstbischöflichen Schlosses zu Pruntrut schmückten.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Thomas Egloff, lic. phil et theol., Leiter des Liturgischen Instituts, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich

Dr. Alois Grichting, Informationsbeauftragter des Bistums Sitten, Neuweg 2, 3902 Brig-Glis

Heinrich Haag, Kohlhüttenstrasse 1, 6440 Ingenbohl

P. Josef Heinzmann CSsR, Klemensheim Ringacker, 3953 Leuk-Stadt

P. Balthasar Hüppi OFM Cap, Parokia Sali, P. O. Mahenge, Tanzania

Dr. Stephan Leimgruber, Religionslehrer, Propsteigasse 10, 4500 Solothurn

Franz Josef Lüthi, Kaplanei, 6311 Finstersee

Dr. Udo Rauchfleisch, Privatdozent, Psychiatrische Universitätsklinik, Petersgraben 4, 4031 Basel

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27

Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate

Raeber AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-162 01

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 65.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 78.—; übrige Länder: Fr. 78.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.85 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

dersetzen möchte. Es ist insofern besonders begrüssenswert, dass Holderegger kurze, prägnante terminologische Klärungen der psychiatrischen Nomenklatur anführt, die auch dem Laien alle zum Verständnis notwendigen Informationen liefern. Holderegger bleibt aber nicht bei einer Begriffserklärung lexikalischer Art stehen, sondern lässt immer wieder die diesen Begriffen inhärente Problematik deutlich werden und setzt sich kritisch mit den diskutierten Phänomenen auseinander. Eine tabellarische Zusammenstellung der zur Beurteilung der Suizidalität wichtigsten Kriterien kann auch dem Nicht-Fachmann helfen, bei suizidalen Menschen seiner Umgebung frühzeitig ihre Gefährdung zu erkennen und ihnen angemessene Hilfe zukommen zu lassen.

Den ersten, empirisch-phänomenologischen Aspekten des Suizids gewidmeten Teil seiner Ausführungen beschliesst Holderegger mit einem ausgezeichneten Überblick über die psychodynamischen Theorien zum Suizid. Deutlich geht aus seinen Ausführungen hervor, welchen grossen Wandel die tiefenpsychologischen Auffassungen vom Suizid von der Zeit Freuds bis zur Gegenwart durchgemacht haben. Selbst die in jüngster Zeit (im Zusammenhang mit der mo-

dernen Narzissmus-Forschung) formulierten psychoanalytischen Theorien haben hier ihre Würdigung gefunden. Gerade der mit der tiefenpsychologischen Literatur weniger vertraute Leser wird diese Passagen mit einem grossen Gewinn lesen. Das psychodynamische Verständnis des suizidalen Menschen wird hier wesentlich erweitert.

Obwohl der zweite, den anthropologischen Grundlagen gewidmete Teil dieses Buches noch von kompetenter Seite besprochen werden soll, sei doch soviel aus der Sicht des klinisch tätigen Psychologen angemerkt, dass Holderegger mit diesen Ausführungen auf eine fundamentale Lücke hingewiesen hat, die in der psychiatrisch-psychologischen Literatur besteht. Es kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, dass es ihm – trotz des weitgehenden Fehlens explizit ausgeführter anthropologischer Standortbestimmungen im Rahmen der Psychiatrie – gelingt, wesentliche Linien herauszuarbeiten. Vom Verfasser werden Dimensionen aufgezeigt, die – so bleibt zu hoffen – das interdisziplinäre Gespräch zwischen Psychologie, Psychiatrie, Theologie und Philosophie anregen mögen und die Psychiatrie zu der schon lange notwendigen Reflexion ihrer anthropologisch-ethischen Grundlagen bei der

Auseinandersetzung mit dem Suizidproblem zwingen sollten.

Udo Rauchfleisch

Fortbildungs-Angebote

Wartensee-Mattli-Musikwoche

Termin: 11.-18. Juli 1982.

Ort: Antoniushaus Mattli, Morschach.

Zielgruppe: Überkonfessionelle Veranstaltung.

Kursziel und -inhalte: Chorgesang, Orchester, Musikkunde, Fakultative Kurse.

Leitung: Armin Reich, Felix Forrer, Ueli Bietenhader.

Auskunft und Anmeldung: Armin Reich, Musikdirektor, Grindlenstrasse 10, 9630 Wattwil, Telefon 074-73030.

Frithjof Schuon

Von der inneren Einheit der Religionen

Karton, 155 Seiten, Fr. 28.–

Welche weiten Wege der Leser dabei durchwandert, mag eine Wiedergabe des Inhaltsverzeichnisses zeigen: Vom inneren Wesen der Idee – Von den Grenzen der Esoterik – Erscheinungsweisen der Esoterik – Von den Formen der Kunst – Grundzüge der Metaphysik – Von den Grenzen der Glaubensverbreitung – Der Dreiklang der monotheistischen Offenbarung – Christentum, Islam und Buddhismus.

Zu beziehen durch: Buchhandlung Raeber AG, Frankenstrasse 9, 6003 Luzern, Telefon 041 - 235363

Katholische Kirchgemeinde Luzern

Infolge Berufung des Stelleninhabers zum Professor an die Theologische Hochschule Chur, ist bei der Katholischen Kirchgemeinde Luzern auf Beginn des Schuljahres 1982/83 die Stelle des

Rektors für Religionsunterricht

neu zu besetzen.

Sind Sie Sekundarlehrer/Gymnasiallehrer mit zusätzlicher theologischer Ausbildung (z. B. TKL)

oder

Theologe (dipl. theol.; lic. theol.) mit umfassender Schulerfahrung und Kenntnissen in Erwachsenenbildung, und möchten Sie sich auf einen interessanten und vielseitigen Aufgabenbereich einlassen, dann nehmen wir gerne Kontakt mit Ihnen auf.

Was wir erwarten:

- Organisationstalent und Initiative
- Zusammenarbeit mit Kirchenrat und Verwaltung
- Einfühlungsvermögen in die Probleme der Katechese und der Religionslehrer
- Befähigung zur Betreuung und Fortbildung der Katecheten
- Kontaktfreudigkeit zu kirchlichen und schulischen Behörden
- Begabung für Elternarbeit
- Leitung des Rektorates und der Medienstelle
- Religionsunterricht nach Übereinkunft

Was wir bieten:

- Initiative Mitarbeiterinnen auf einem gut ausgebauten Rektorat
- Überregional funktionierende Medienstelle
- Besoldung und Sozialleistungen gemäss Besoldungsregulativ

Wenn Sie sich in einer solchen Aufgabe sehen, dann richten Sie Ihre handschriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen bis Mitte Mai 1982 an den Verwalter der Kath. Kirchgemeinde, Neustadtstrasse 7, 6003 Luzern.

Weissbad-Ahornkapelle

Auskunft und Anmeldungen von Vereinen bei Migg Breitenmoser, Ahornmessmer-Stellvertreter, 9050 Appenzell, und Thomas Zihlmann, Appenzell, Tel. (071) 87 12 11 und 87 22 52

Ahornkapelle geöffnet je nach Wetter ab 16. Mai 1982. (Inserat ausschneiden und aufbewahren.)

Die Pfarrei **St. Mauritius, Bern**, sucht auf Sommer oder Herbst 1982 eine(n)

Katechetin/ Katechet

Aufgaben:

- Religionsunterricht auf der Oberstufe
- Arbeit mit pfarreilichen Jugendgruppen
- offene kirchliche Jugendarbeit mit Schülern
- je nach Wunsch Mitarbeit in weiteren Bereichen der Seelsorge

Wir bieten gute Entlohnung nach der Besoldungsordnung der Kath. Gesamtkirchgemeinde Bern und ein angenehmes Arbeitsklima. Wohnung vorhanden.

Nähere Auskunft erteilt Pfarrer Karl Schmuki, Waldmannstrasse 75, 3027 Bern, Telefon 031 - 55 22 79 oder Herr Rolf Grütter, Kirchgemeinderat, Kasparstrasse 15/39, 3027 Bern

Kirchenglocken-Läutmaschinen Turmuhren, Glockenausrüstungen

Reparaturen und Wartungen aller Fabrikate.

Lieferung von elektronisch gesteuerten Läutmaschinen.

Verlangen Sie unverbindliche Offerten von:



Alois Wymann

Telefon 045 71 35 17

6242 Wauwil

Werkstatt: St. Erhard

Telefon 045 21 51 40



Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen. Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG

6210 Sursee, Tel. 045 / 2110 38



Friedhofplanung Friedhofsanierung Exhumationsarbeiten Kirchenumgebungen

(spez. Firma seit 30 Jahren)

Tony Linder, Gartenarchitekt, 6460 Altdorf, Tel. 044 - 2 13 62



Die beliebten, superleichten

Sommerrmäntel

(englisch gefüttert) sind wieder zu haben.

Farbe: Marine

Preis: **Fr. 248.-**

Übergrösse plus 10%

ROOS

Herrenbekleidung

Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Telefon 041-233788

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen Lautsprecher- und Mikrofon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine

perfekte, saubere und naturgetreue

Wiedergabe von Sprache und Musik

erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen**. Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung**.

A. BIESE

Obere Dattenbergstrasse 9 6005 Luzern Telefon 041-41 72 72

Ferienwohnung

Auf Eggbergen (1440 m ü. M.) ob Altdorf besteht die Gelegenheit, zu günstigen Bedingungen eine Ferienwohnung zu mieten.

Zusammen mit der Kapelle wurde eine Wohnung mit 2 Zimmern und Küche gebaut.

Vor allem möchte man Priestern diese Wohnung zur Verfügung stellen. Wenn möglich sollte am Sonntag die hl. Messe mit der Bevölkerung und den Feriengästen gefeiert werden (ohne Predigtverpflichtung).

Nähere Auskunft erteilt Johann Schuler-Regli, Attinghauserstrasse 28, 6460 Altdorf, Telefon 044 - 2 17 56.

Wir bauen mechanisch und elektrisch gesteuerte

Pfeifenorgeln

Die Traktur der elektrischen Instrumente haben wir mit Hilfe der modernen Technik neu entworfen. Diese Orgeln können platzsparend, akustisch richtig angeordnet und vielfältig, den Gegebenheiten angepasst, gebaut werden. Besonders zweckmässig und vorteilhaft ist die heutige Technik bei Umbauten. Auch bei der neuen Traktur legen wir Wert auf Einfachheit und Tradition. Mechanische Orgeln bauen wir nach überlieferten Grundsätzen.

Preise:

mechanische Instrumente Fr. 12000.- bis Fr. 15000.- pro Register

mit der neuen Traktur Fr. 6000.- bis Fr. 12000.- pro Register

Unsere kleinste 1-Manual-Orgel, 4 Klangfarben Fr. 18500.-

Unsere kleinste 2-Manual-Orgel, 10 Klangfarben Fr. 39000.-



**Orgelbau
G. Schamberger + Co.
8610 Uster**

Priester, Seelsorger, Katecheten sind eingeladen zu

einem Referat

von Dr. J. Esquerda, Professor an der Universität Urbana, Rom.

Thema: Spirituelles Leben der Seelsorger.

Anschliessend Diskussion.

Ort: Hotel Union, Luzern.

Zeit: Dienstag, 20. April 1982, 15.00 Uhr

Günstig zu vermieten auf der Brunialp Unterschächen, Uri, ein schönes

Ferienhaus neben der Kapelle für Priester

Mehrere Zimmer. Einzige Auflage ist, dass wenigstens der Sonntagsgottesdienst gehalten wird.

Verwalter des Pfrundhauses:

Familie Anton Herger-Schuler, Pfistermatt 8, 6460 Altdorf

A. Z. 6002 LUZERN

63000

00247023

PFAMMATTER JOSEF DR.

PRIESTERSEM. ST. L

7000 CHUR

15/15. 4. 82